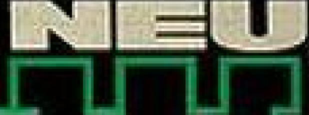
1,70 DM / Band 448
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Salomos Omen

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Salomos Omen

John Sinclair Nr. 448

von Jason Dark

erschienen am 03.02.1987

Titelbild von J. Heller

Sinclair Crew

Salomos Omen

Als wir den ersten Toten im Gang liegen sahen, wussten wir, dass der Fall ein heißes Eisen werden würde. Der Mann trug die Uniform einer privaten Wachgesellschaft. Er lag verkrümmt auf dem Boden und sah schrecklich aus. Nicht weit entfernt hockte ein zweiter Wachmann. Er lehnte mit dem Rücken an der schmutzigen Wand und hatte ein blutverschmiertes Gesicht. Er atmete keuchend und schüttelte manchmal den Kopf. Suko und ich blieben stehen und machten uns Gedanken über den Tathergang. Hinter uns hielt Jim McLagglen auf, ein altgedienter Polizei-Offizier, der den Einsatz leitete…

Der Mann, um den es ging, hatte sich hinter einer der grauen Gangtüren verschanzt, Hier sah alles gleich aus. Keine Tür wich im äußeren Erscheinungsbild von der anderen ab. Nur durch die Nummerierung unterschieden sie sich.

Ich schaute McLagglen an. »Und Sie wissen nicht, womit sich der Kerl bewaffnet hat?«

»Nein.«

»Was wissen Sie überhaupt?« fragte Suko.

»Dass er aus Arabien stammt und Seemann ist wie die anderen vor ihm. Nur ist dieser Amok gelaufen, und es hat drei Tote gegeben.«

Ich scheuchte eine Fliege weg. Es war heiß und stickig im Flur. Hinter den anderen Türen herrschte eine nahezu gespenstische Stille. Wir hörten keine fremde Stimme, kein Hüsteln, kein Räuspern.

Und wir mussten einen Mann aus der Bude holen, der drei Tote hinterlassen hatte.

In König Salomos Namen hatte er sie getötet. Das jedenfalls behaupteten die Zeugen.

Am Ende der Flurs hing ein verblichenes Metallschild mit der Aufschrift:

»See the Beatles City.« Dieses Schild erinnerte jeden daran, dass er sich nicht in London befand, sondern in der schlimmsten Stadt der Insel, in Liverpool.

»Wie wollen Sie es machen?« wurden wir gefragt.

»Eine gute Frage«, erwiderte ich. »Wir haben noch keine Lösung.«

»Von der Außenseite kommen sie nicht ran. Das Fenster ist auch verdammt klein. Wir hätten ja eine Handgranate durch die Scheibe werfen können. Verdient hätte es das Schwein!«

»Wir wollen ihn lebend.«

McLagglen hob die Schultern. »Schade, dass wir nur immer Rücksicht nehmen müssen. Mein toter Kollege hinterlässt eine Frau und eine Tochter. Sie ist in der letzten Woche acht Jahre alt geworden.« Jim presste die Lippen zusammen, so dass sie wie ein blauer Doppelstrich wirkten. »Manchmal könnte ich mich nur übergeben.«

»Uns ergeht es ähnlich.«

McLagglen entschuldigte sich. Er hatte sich wieder gefangen. Der Captain war kleiner als ich, aber breiter gebaut. Sein Gesicht bestand nur mehr aus Furchen. Die Sorgen erdrückten ihn. In einer Stadt wie Liverpool Polizist zu spielen, war nicht ganz leicht.

Die Tür hinter der sich der Amokläufer verbarrikadiert hatte, trug die Nummer 9. Ein Guckloch befand sich nicht darin. Auch keine Kugellöcher. Der Mann hatte bei seinem Amoklauf die Opfer außerhalb des Zimmers erwischt.

Der Verletzte drehte den Kopf. Er hatte eine breite Wunde an der Stirn, die schlimmer aussah, als sie es in Wirklichkeit war. Er hatte

auch die Hilfe abgelehnt.

»Holt ihn raus!« keuchte er. »Aber seid vorsichtig!«

Ich nickte ihm zu. »Wie ist er bewaffnet. Haben Sie seine Waffen gesehen.«

»Nur dieses Messer…«

»Ein Stilett oder…«

»Nein, nein, ein goldenes Messer mit gefährlichen Haken.«

Wir standen noch immer im toten Winkel zur Tür. Es war gefährlich, sich direkt davor zu stellen. Man konnte nie wissen, ob der andere nicht auch eine Schusswaffe bei sich trug und plötzlich durch das Holz feuerte.

Dann sahen wir alt aus.

»Eintreten?« fragte Suko.

»Es bleibt uns wohl nicht anderes übrig.«

»Die Türen in diesem Bau sind stabil«, sagte McLagglen.

»Wir auch«, gab Suko trocken zurück. Er drückte uns beide zur Seite, damit er freie Bahn hatte. Weit ausholen konnte er sowieso nicht. Der Flur war einfach zu eng.

Suko zog seine Beretta. Wenn es hart auf hart kam und die Überraschung nicht hundertprozentig gelang, musste er sofort reagieren können. Auch ich holte die Beretta hervor. Von McLagglen wurden wir dabei misstrauisch beobachtet.

Ich deutete mit einer Handbewegung an, dass er zurückbleiben möge.

»Es ist besser so.«

»Wie Sie meinen.«

Suko konzentrierte sich bereits. Er stand nur mehr auf dem linken Bein, den rechten Fuß hatte er angehoben. Sein Blick fraß sich etwa in Schloßhöhe an der Tür fest.

Die Tür war tatsächlich stabil. Ich hätte es mir nicht zugetraut, sie beim ersten Versuch einzutreten. Suko als Karate-Mann beherrschte dagegen gewisse Techniken.

Es konnte nur mehr Sekunden dauern. Ich machte mich ebenfalls startklar, als wir ein Geräusch vernahmen. Zuerst hörte es sich wie ein hoher Singsang an, dessen Echo durch die geschlossene Tür drang, dann wurde daraus ein geschriener Satz. »Die Hölle Salomos. Ich komme aus der Hölle Salomos!«

Suko warf mir einen kritischen Blick zu. »Kann er damit unter anderem dich gemeint haben?«

»Unsinn.«

»Wieso denn?« fragte McLagglen.

Ich winkte ab und nickte Suko zu. »Los, Alter, wirf deinen Frust über Bord!«

»Okay.«

Wieder hob mein Freund das rechte Bein an. Er blieb für die Länge eines Atemzugs in dieser Haltung, dann wurde er plötzlich zu einem huschenden, wischenden Schatten, der sich gedankenschnell auf die Tür zubewegte und mit dem Fuß das Holz in Schloßhöhe traf.

Die folgenden Sekunden liefen wie ein zu schnell gedrehter Film ab, in dem ich eine der Hauptrollen spielte, denn in den Krach der splitternden und aufprallenden Tür hinein, startete auch ich.

Suko hechtete schon vor. Er rammte die Tür noch mit der rechten Schulter, bevor er zu Boden tauchte und den Fall in eine Rolle verwandelte, während ich in Combatstellung stand und über seinen Rücken hinwegzielte, bereit, den Amokläufer kampfunfähig zu schießen.

So etwas hatte man uns eingedrillt. Diese Dinge waren mir in Fleisch und Blut übergegangen, aber ich brauchte ebenso wenig einzugreifen wie mein Freund Suko.

Niemand griff uns an. Und trotzdem war es schrecklich.

Ich habe es schon erwähnt. Die Zimmer besaßen sehr kleine Fenster.

Sie waren aber trotzdem hoch groß und hoch genug, um einem klein gewachsenen Menschen die Gelegenheit zu geben, sich aufzuhängen.

Der Araber hatte es getan.

Um seinen Hals spannte sich die dünne Schlinge des Nylonseils. Er sah schrecklich aus, aber das war nicht alles. Seine Haut zeigte sich schwarz und ölig verbrannt. Nur die Pupillen darin leuchteten wie die blanken, toten Knopfaugen eines Plüschtieres. Der Mund stand offen. Sein grünlicher Atem verteilte sich vor dem Gesicht zu dünnen Nebelwolken.

Ich musste schlucken.

Suko drehte sich um. Er war inzwischen aufgestanden. »Verstehst du das, John?«

»Nein.« Ich ging tiefer in den schmutzigen Raum hinein. Mit einem Blick erfasste ich die Einrichtung. Ein altes Metallbett, ein wackliger Schrank, eine Waschgelegenheit mit tropfendem Hahn und einem Stuhl.

Sonst nichts…

Auf dem Boden lag ein Flicken, der vielleicht vor zwanzig Jahren mal den Namen Teppich verdient gehabt hätte. Hinter mir hörte ich schwere Schritte. Ich drehte mich nicht um, denn ich wusste, dass McLagglen den Raum betreten hatte.

»Mein Gott«, sagte er ächzend, »damit hätte ich nicht gerechnet.« Er trat neben mich und starrte die verkohlt wirkende Leiche an.

Der Araber hatte sich am Fenstergriff aufgehängt. Da dieser nicht sehr hoch lag, war das Seil auch entsprechend kurz gehalten. Die Füße - sie steckten in schmutzigen Turnschuhen - baumelten handbreit über dem Boden.

McLagglen schüttelte den Kopf. »Vor einer halben Stunde hat er noch gelebt. Ich habe ihn schreien hören. Jetzt wirkt er wie verbrannt. Genau wie bei den anderen. Es war wohl doch gut, dass wir Sie geholt haben.«

Ich verkniff mir eine Antwort. Natürlich mussten wir den Toten aus der Schlinge holen. Suko und ich wollten dies in Angriff nehmen. Mit einem Messer trennte Suko das Seil durch. Es war gar nicht einfach, denn Nylon setzt Widerstand entgegen. Als wir es schließlich geschafft hatten, sackte der Tote vor mir zusammen. Ich fing ihn ab. Dabei kam ich mit seiner verbrannten Haut in Berührung. Sie fühlte sich kalt und fettig an.

Als er auf dem Boden lag, schauten wir ihn uns an. McLagglen gab unterdessen per Sprechgerät das Ende des Einsatzes bekannt.

Von den Dächern und aus den Hausnischen verschwanden die Beamten des Einsatzkommandos, die das Gebäude umstellt hatten. McLagglen ließ uns allein. Wir schauten kaum hin, als er den Raum verließ. Unser Augenmerk galt dem Toten, der, als er noch lebte, von der Hölle Salomos gesprochen hatte. Was war damit gemeint worden?

Eine Frage, die mich quälte, denn zu dem alten und weisen König Salomo hatte ich eine besondere Beziehung. Er gehörte zu den Personen, die einmal Besitzer meines Kreuzes gewesen waren, ebenso wie Richard Löwenherz oder Hector de Valois.

In der letzten Zeit waren wir des öfteren mit dem Umfeld dieses vorbildlichen Königs konfrontiert worden. Wir hatten Teile seiner Magie erlebt, und das war nicht immer erfreulich gewesen.

Auch Suko dachte darüber nach, denn er schüttelte den Kopf, als er die verbrannte Leiche anschaute. »Mir will es einfach nicht in den Kopf, dass der König und seine Getreuen auf der anderen Seite gestanden haben. Wir haben bisher eigentlich nur negative Erfahrungen sammeln können. Dabei hat Salomo doch dein Kreuz besessen.«

»Das stimmt schon.«

»Und?«

»Ich weiß nicht weiter, Suko. Ich habe damals noch nicht gelebt und bin mit den Verhältnissen leider nicht konfrontiert worden.«

Mein Freund und Kollege schaute mich an. Dabei verzogen sich seine Lippen zu einem dünnen Lächeln. »Wäre es nicht interessant zu erfahren, wie der König damals regierte und lebte?«

»Denkst du an eine Zeitreise?«

»Ja.«

Ich nickte. »Wenn mir dies gelingen würde, könnte ich vielleicht manches Rätsel lösen. Aber welche Auskunft kann uns ein verbrannter Leichnam noch geben?«

»Und er ist nicht der einzige.«

Da hatte Suko recht. Das war bereits der dritte Fall dieser Art in Liverpool. Es waren stets Araber gewesen, die Amok liefen und dabei den Namen des Königs erwähnt hatten. So etwas fiel auf, und bei den zuständigen Stellen wusste man auch, dass es in London zwei Männer gab, die sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigten. Als die Meldung über dieses Verbrechen eingetroffen war, hatten wir uns sofort auf den Weg nach Liverpool gemacht.

Welch eine Stadt war dies einmal gewesen! Nicht allein wegen der Beatles, nein, in Liverpool, diesem wichtigen Seehafen, blühten Handel und Wandel, das allerdings war Vergangenheit geworden. In den letzten fünfzehn Jahren war die Stadt heruntergekommen, und dieser Verfall setzte sich weiter fort. Arbeitslosigkeit, Elend und Verbrechen waren außer Kontrolle geraten.

Es gab viel weniger Schiffe, die in dem einst so berühmten Hafen anlegten. Liverpool starb.

Es war ein furchtbares Sterben, das mir als Engländer wehtat. Der einzige Lichtblick in Liverpool war der Fußball und die großen Spiele an der Anfield Road.

»Weshalb hat er sich aufgehängt?« überlegte Suko laut. »Aus welchem Grund lief er zunächst Amok und dann in dieses Zimmer hinein?«

»Er hat es gemietet. In dem Hotel wohnen oft Seeleute, die es auf ihren Schiffen nicht mehr aushalten.«

»Die anderen beiden haben hier auch gehaust.«

»Glaube ich schon.«

»Und die drei sind tot.« Suko hob die Schultern. »Wo liegt das Motiv? König Salomo muss mit ihnen und ihren furchtbaren Aktivitäten in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Siehst du den, John?«

»Den Zusammenhang selbst nicht, nur die Spur. Sie führte nach Arabien. Wenn du es willst, war Salomo König von Arabien. Er herrschte damals über dieses Reich. Er war einer der Nachfolger des legendären David. Wir müssten uns mal alte Karten anschauen.«

»Falls wir keine anderen Spuren finden.« Suko wandte sich ab und ging dorthin, wo ein international üblicher Seesack stand. Er war noch nicht ausgepackt und lehnte an der Wand.

Im Zimmer war es stickig. Ich hatte das Fenster geöffnet, bessere Luft fächerte kaum herein. Mein Blick fiel auf schmutzige Hinterhöfe, glitt über schmutzige und teilweise zerstörte Hausdächer hinweg, bis hin zu den Hafenanlagen, die wie ein grauer, verrotteter Industrie-Komplex wirkten, der allmählich starb. Kräne und Aufbauten wirkten zerstört. Manchmal, wenn die Sonne direkt auf sie schien, sah der Rost aus wie eine glänzende mit Gold unterlegte Patina.

Möwen kreisten über den Häusern. Auch sie fanden nicht mehr die Nahrung wie noch vor zwanzig Jahren.

Ich hörte Suko, wie er den Seesack durchsuchte. Dabei gab er auch Kommentare ab und beschwerte sich über die schmutzigen Sachen, die der Araber bei sich getragen hatte.

Dann hörte ich seinen überraschten Ausruf. »John, schau dir das an!«

Ich drehte mich um.

Im gleichen Augenblick hörte ich den Toten schreien. Er schnellte auch plötzlich in die Höhe!

***

Er glich in diesem Moment einem Stehaufmännchen, aber einem verdammt gefährlichen, denn er zog die Waffe, von der McLagglen schon gesprochen hatte.

Es war der goldene Dolch!

Ob die Klinge nun aus Gold bestand oder nicht, war nicht festzustellen, aber sie besaß die verdammten Widerhaken, die sich nach außen hochstellten und schreckliche Wunden hinterlassen konnten.

Suko stand noch neben dem Seesack. Er schien dort irgend etwas gefunden zu haben, wie ich seinem Gesichtsausdruck entnehmen konnte. Er griff nicht ein. Ich befand mich näher an der lebenden Leiche und wurde auch von ihr angegriffen.

Sie war schnell. Der schwarze Arm schoss vor, die Klinge funkelte auf ihrem Weg zu mir, und ich musste mich blitzschnell abdrehen, um nicht getroffen zu werden.

Natürlich sollte mir die Gestalt nicht entwischen. Wenn ich ihn nicht lebend in die Finger bekam, dann als Toten, der keine Gefahr mehr für Unschuldige darstellte.

Ich tastete nach der Beretta, wollte sie ziehen, als sich der Schwarzverbrannte schon nach hinten warf, die Scheibe berührte und diese mit einem heftigen und satten Prall zersplitterte.

Nicht nur die Scherben segelten in den schmutzigen Hinterhof, auch der Verbrannte kippte.

Eine Kugel wäre Munitionsverschwendung gewesen, ich ließ die Waffe deshalb stecken und sprang auf das Fenster zu, weil ich den gleichen Weg nehmen wollte.

Da war Sukos Hand, die mich stoppte. Sie hämmerte auf meine Schulter, griff hart zu und schleuderte mich herum.

»Weg!«

Sein Ruf warnte mich. Suko huschte an mir vorbei. In seiner Hand trug er etwas Strahlendes, das ich noch nicht erkennen konnte. Es wurde ihm jedoch aus den Fingern gerissen, jagte durch das zerstörte Fenster und fand haargenau sein Ziel.

Die Brust des lebenden Toten!

Er hatte sich wieder auf die Beine geschwungen, als die

ungewöhnliche Scheibe in seinen Körper hineinsauste und ihn auch nicht mehr verließ.

Sie saugte sich fest, und die lebende Leiche warf ihre beiden verbrannten Arme in die Höhe. Dann drehte sie sich auf der Stelle, bevor die Kraft sie verließ und sie zusammensackte.

Regungslos blieb sie liegen.

Wir standen nebeneinander und staunten. »Weshalb hast du diese Scheibe geschleudert?« fragte ich meinen Freund.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich habe sie nicht geworfen. Sie wurde mir aus der Hand gerissen. Es war plötzlich eine Kraft vorhanden, der ich nichts entgegensetzen konnte.« Suko hob die Schultern.

Ich akzeptierte die Antwort. Mein Freund hatte keinen Grund, mir etwas vorzulügen.

Neugierige liefen nicht zusammen. Die Furcht vor der Polizei steckte ihnen noch zu sehr in den Knochen. Deshalb lag die Gestalt völlig allein auf dem verwahrlosten Hinterhof, ohne sich zu rühren. Nur etwas hatte sich verändert. Die Scheibe war nicht aus ihrer Brust gewichen und der Teil eines Ganzen geworden.

Ich atmete durch die Nase ein und nickte meinem Freund zu. »Wir sollten uns den Typ mal näher ansehen.«

»Das hatte ich auch vor.«

Der Weg führte uns durch die stickige Hotelbaracke zur schmalen Treppe hin, die wir nach unten stiegen. Die Stufen waren nicht nur eng, auch hoch und ebenfalls schmutzig.

Im Hof sahen wir noch immer keinen Menschen, bis auf den Verbrannten. Aus einer anderen Tür trat Jim McLagglen. Wir hörten das Quietschen der Angeln und drehten uns um.

»Was war das denn?« schrie der Polizei-Offizier.

»Die Leiche lebte plötzlich.« Weitere Erklärungen bekam er nicht, auch wir mussten noch herausfinden, was tatsächlich passiert war.

Der Tote lag auf dem Rücken. Seine Fetzenkleidung war an der Brust aufgerissen und noch mehr verbrannt. Dafür hatte die Scheibe gesorgt, die in seinem Körper integriert war und sich wie ein Mal abzeichnete.

Suko und ich bückten uns. Wir waren beide ziemlich perplex, als wir das Motiv erkannten.

Es leuchtete in einem dunklen Rot.

Und es war genau das Hexagramm, das auf meinem Kreuz fehlte.

Salomos Spiegel.

Ich musste mich räuspern, schaute Suko an, der sah mir ins Gesicht und hob die Schulter. »Tut mir leid, John, aber ich finde auch keine Erklärung dafür.«

»Es ist aber die Scheibe, nicht?«

»Ja.«

»Sie wurde dir aus der Hand gerissen, als wäre der lebende Tote ein

Magnet, der sie angezogen hat.«
»Richtig.«
»Das Zeichen Salomos«, hauchte ich und schüttelte mich. »Wieder einmal.«
»Er war Araber«, erklärte ich. »Und König Salomo konnte man ebenfalls als einen Araber bezeichnen. Da haben wir schon zwei Gemeinsamkeiten.« Ich deutete auf das Mal in seiner Brust.
»Irgend etwas ist im Gange, von dem wir bisher nichts bemerkt haben.«
»Das begreife ich nicht«, erklärte McLagglen, der ebenfalls gekommen war. »Was geht hier vor? Ein Amokläufer, der ausgeschaltet ist, verbrannt wirkt, plötzlich wieder lebt und jetzt vernichtet ist. Kann das denn alles so stimmen?«
»Wir haben keinen gegenteiligen Beweis.«
McLagglen bückte sich. Er wollte die Leiche anfassen, ich war dagegen.
»Nein, Captain, lassen Sie bitte die Finger davon. Man weiß nie, was da noch auf uns zukommt.«
»Aber er ist doch…«
»Ja, er ist. Lassen Sie uns das machen.«
McLagglen zeigte sich ein wenig pikiert, trat aber zur Seite und schaute zu, wie ich mein Kreuz nahm. Es stand ebenfalls in Verbindung mit dem weisen König Salomo, denn der hatte es besessen. Ich bückte mich und brachte das Kreuz an die Stelle, an der mir auch das Hexagramm in der Brust entgegenleuchtete.
Der Kontakt kam zustande. Beobachtet wurde ich von Suko und dem Captain. Beide warteten darauf, was geschehen würde, und sie sahen, wie das Hexagramm plötzlich aufflammte, dann abstrahlte und seine Kraft sich durch den Körper fraß.
Sie zerstörte ihn.
Die hellen Augen verschwanden aus dem Gesicht. Etwas drückte sie nach innen. Knochen, sofern sie noch vorhanden waren, fielen zusammen. Sie verwandelten sich in knisternden Staub, aus dem schließlich auch die gesamte Gestalt bestand, die als Rest vor uns am Boden lag und sich nicht mehr rührte.
Ich drückte mich wieder hoch und flüsterte: »Das habe ich mir gedacht.«
»Wie?« fragte McLagglen.
»Es sind unterschiedliche Magien.« Die Antwort galt meinem Freund Suko. »Wenn sie aufeinandertreffen, muss die schwächere einfach unterliegen. So lautet das Gesetz.«
»Jetzt kann man ihn zusammenfegen!« flüsterte der Kollege. Er hob die Schultern. »Und so etwas war einmal ein Mensch. Ich… ich komme nicht darüber hinweg.«

»Ja, das ist auch schwer. Aber sehen Sie es mal anders. Sie brauchen sich um diesen Fall nicht mehr zu kümmern. Wir übernehmen ihn.«

Ob McLagglen glücklich darüber war oder nicht, konnte ich nicht erkennen. Er gab keinen Kommentar mehr ab. Ich trat auch zur Seite und zündete mir eine Zigarette an.

Suko untersuchte den Rest noch einmal, der zurückgeblieben war. Er wunderte sich ebenfalls und musste sich räuspern. »Es ist mir vieles ein Rätsel. Sogar die Scheibe hat sich aufgelöst. Sie steckte in seinem Seesack.«

»Hast du sonst noch etwas gefunden, das von Bedeutung werden könnte?«

»Nein, nur normale Dinge. Kleidungsstücke, die man an Bord trägt. Arbeitsanzüge.«

»Stellt sich die Frage, woher er diese Motivscheibe hatte?«

»Das kann ich dir sagen. Der muss sie einfach aus seiner Heimat mitgebracht haben.«

»Und was war der Grund?«

»Vielleicht erfahren wir den, wenn wir das Schiff untersuchen, mit dem er kam.«

»Sicher, kann sein.« Ich nahm einen Zug und trat die Zigarette dann aus.

»Weshalb hat er seinen Seesack mitgenommen und ihn nicht auf dem Schiff gelassen, wenn sich doch nur alte Arbeitsklamotten darin befanden? Das war doch nur eine Belastung.«

»Okay, durchsuchen wir das Schiff.« Ich sprach mit McLagglen darüber und fragte ihn auch, ob er dies veranlassen könnte.

»Ich werde mich sofort darum kümmern.« Der Captain verschwand.

»Das ist wie bei der Schlangenhand in Portugal«, murmelte ich. »Auch da spielte ein Schiff die Hauptrolle. Es war mit einer Magie geladen. Mal sehen, wie es hier läuft.«

»Kannst du dir ein Motiv für diesen Amoklauf vorstellen?« erkundigte sich mein Freund.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Außerdem hat er von der Hölle Salomos gesprochen«, fügte ich noch hinzu.

»Dann muss es für ihn eine Hölle gewesen sein.«

»Vielleicht ist er ausgestoßen worden. Er muss sich irgendwie verfeindet haben.«

»Wie auch die andere Besatzung des Schiffes?«

Suko lachte. »Das werden wir ja bald wissen, John.«

Noch mussten wir auf McLagglen warten, aber der ließ sich Zeit. So standen wir weiterhin zwischen den alten, grauen Häuserfronten, die so aussahen, als würden sie im nächsten Moment zusammenbrechen.

An den Fenstern zeigten sich die ersten Bewohner. Die Neugierde hatte ihre Furcht verdrängt. Manchmal öffneten sie sie auch und lehnten sich hinaus.

Kommentare gab niemand ab. Wir wurden schweigend beobachtet und fühlten uns unter den Blicken nicht wohl, da wir Fremdkörper waren.

Endlich kam McLagglen zurück. Bevor er uns erreicht hatte, sahen wir seinem Gesicht an, dass etwas schiefgelaufen sein musste.

Kopfschüttelnd blieb er bei uns stehen.

»Da ist nichts mehr zu machen. Das Schiff ist ausgelaufen.«

Ich starrte ihn an. »Ach, so plötzlich?«

»Ja.«

»Gab es einen Grund?«

»Den braucht wohl niemand anzugeben. Außerdem hatten wir bisher keinen Grund, den Kahn festzuhalten. Die Star of Salomo ist weg, daran müssen wir uns gewöhnen.«

»Sie kann noch nicht weit sein!« warf Suko ein.

»Das ja.«

»Dann müssen wir hinterher.«

»Die Drei-Meilen-Zone hat der Kahn längst verlassen. Und ihn auf dem offenen Meer zu stoppen, ist immer eine riskante Sache.«

Da hatte er recht. Aber wir mussten auf den Kahn. Wahrscheinlich lag dort das Geheimnis des Amokläufers verborgen.

»Star of Salomo heißt das Schiff«, sagte Suko. »Ich finde es irgendwie bezeichnend.«

»Stimmt.«

McLagglen meinte: »Ich kann mich erkundigen, wo es sich ungefähr befinden müsste. Das Hafenamt ist zwar nur noch schwach, weil kaum Schiffe uns hier anlaufen, aber die Unterlagen müssten dort sein.«

»Das wäre gut.«

Diesmal folgten wir McLagglen und blieben in der kleinen Hotelhalle stehen. Sie war mehr ein Flur und ebenso schmutzig wie die Gänge in den drei oberen Etagen. Fünf Beamte des Einsatzkommandos lehnten noch an der Wand und unterhielten sich leise.

Es gab auch so etwas wie einen Portier. Er hatte sich in die Ecke zurückgezogen, hielt den Kopf gesenkt und sah so aus, als wäre er am liebsten im Erdboden versunken.

Ich tippte ihn an, er zuckte zusammen.

»Was ist denn?«

»Es geht um Ihre Gäste, Meister.«

»Die… die kenne ich nicht.«

Sein schmales Gesicht zeigte einen lauernden Ausdruck. In den Augen flackerte es. Er hatte dünnes Haar, das wie angeklatscht auf seinem Schädel lag.

»Braucht sich bei Ihnen niemand einzutragen, wenn er hier wohnt?«

»Schon, aber die meisten können nicht schreiben. Da verzichte ich lieber ganz. Zudem bin ich froh, wenn mal welche hier wohnen. Liverpool ist tot, das Hotel ist es auch.«

»Und dieser Amokläufer? Welchen Kontakt hatten Sie eigentlich zu ihm?«

»Überhaupt keinen.«

»Ja, Sir. Ich rede mit meinen Gästen nicht freiwillig. Warum auch? Die wohnen hier und fertig. Für mich ist es nur wichtig, dass sie zahlen. Alles andere kümmert mich nicht.«

»Kann ich mir vorstellen, wenn ich das hier sehe«, gab ich sarkastisch zurück.

»Wer zuviel fragt, lebt gefährlich«, bekamen Suko und ich noch zu hören, aber das wussten wir selbst. Es gab in London genügend Absteigen, deren Besitzer oder Pächter ebenso dachten.

McLagglen hatte telefoniert. Als er durch die Tür trat, ging er forscher als zuvor. »Wir wissen jetzt, wo sich das Schiff befindet. Es hat die Liverpool Bay bereits verlassen und befindet sich in der Irischen See. Allerdings abseits der Fährlinien.«

»Können wir es einholen?«

»Das wird mit einem Boot seine Zeit kosten.«

Ich schüttelte den Kopf und winkte gleichzeitig ab. »Ich denke da eher an einen Hubschrauber.«

McLagglens Augen nahmen einen staunenden Ausdruck an. »Wollen Sie das Schiff kapern?«

»So würde ich es nicht ausdrücken. Wir wollen nur an Bord und uns dort umschauen.«

»Vom Hubschrauber aus?«

»Ja.«

Der Captain schaute auf seine Schuhspitzen, die blank glänzten. »Sie machen Nägel mit Köpfen, wie?«

»Was bleibt uns anderes übrig?« erwiderte Suko. »Schaffen Sie es denn, den Hubschrauber zu bekommen?«

»Das dürfte kein Problem sein.«

»Dann los.«

McLagglen hatte noch eine Frage. »Sollen wir Funkkontakt mit dem Schiff aufnehmen?«

»Vielleicht käme das einer Warnung gleich«, meinte Suko.

»Ich würde das Risiko trotzdem eingehen«, hielt ich dagegen. »Was wir vorhaben, ist schließlich nicht ganz astrein.«

»Überredet«, sagte Suko und lächelte mir zu.

***

Captain McLagglen hatte gut gearbeitet. Nicht einmal eine halbe

Stunde später befanden wir uns in der Luft. Der Hubschrauber gehörte zu einem Typ, der sehr wendig und schnell flog, von der Army verwendet wurde und Platz für sechs Personen bot.

Die Geräuschdämpfung war auch gut, so dass wir uns prima verständigen konnten.

Wir flogen über eine trostlose Hafenlandschaft. Sie bot mit ihrer Leere ein apokalyptisches Bild. Die verlassenen Kais, die fast leeren Hafenbecken, das graue Wasser, auf dessen Oberfläche Strandgut schwamm und gegen die Kaimauern geschleudert wurde, dazwischen die Ölflecken, die sich wie Teppiche ausgebreitet hatten, die Metallgestänge der hohen Kräne, die allmählich verrotteten, das alles zeichnete ein Bild des Verfalls und war gleichzeitig symptomatisch für die gesamte Stadt Liverpool.

Es gab zwar noch ein Beatles-Museum, aber auch das war ein Flop gewesen, wie man jetzt wusste.

Der einsame Lastkahn, der sich in Richtung Liverpool Bay schob, wirkte wie das letzte Schiff, das einen Hafen verlassen hatte. Nur noch die Möwen waren geblieben. Sie hatten sich manchmal zu Schwärmen gesammelt, die ihre Kreise zogen.

Der Himmel zeigte keine Sonne. Graublau stand er hoch über uns.

Dennoch war es nicht kalt. Eine schwüle Luft drang aus südlicher Richtung her in die Stadt.

Selbst die graue Wasserfläche sah trostlos aus. Daran konnten auch die hellen Wellenkämme nichts ändern, die hin und wieder den Weg der Wogen nachzeichneten.

McLagglen musste wohl meine Gedanken erraten oder mir von der Stirn abgelesen haben, als er mich ansprach: »Es sieht schlimm da unten aus, nicht wahr?«

»Ja.«

»Man kann sich daran gewöhnen.«

»Sicher.«

»Wollen Sie es noch einmal versuchen, Captain?« fragte Suko.

»Natürlich.«

Bisher hatten wir keinen Kontakt mit dem Schiff aufnehmen können. Es meldete sich niemand. Die Frequenz war ebenfalls nicht gestört, also musste das Schweigen einen anderen Grund haben, den wir auch zu kennen glaubten. Wahrscheinlich wollte niemand abheben. Da schien die gesamte Besatzung ein schlechtes Gewissen zu haben.

»Wie ein Geisterschiff«, sagte McLagglen, als er nach einem weiteren vergeblichen Versuch der Kontaktaufnahme die Schultern anhob. »Ich kann nichts ändern.«

Es wäre auch ein Wunder gewesen, hätten wir hier ein normales Schiff vor uns gehabt.

Ich spürte die innere Aufregung. Die Begegnung mit diesem

Monstrum steckte mir noch in den Knochen. Wie konnte ein körperlich Verbrannter plötzlich leben? Das ging mir nicht in den Kopf. Dafür konnte ich nur die Magie König Salomos verantwortlich machen. Er war derjenige, dessen Wirken bis in die Neuzeit hineindrang.

In der Kabine war es stickig. Es roch nach Öl. Über unseren Köpfen wirbelten die Rotorblätter, die lange Dünung sah aus wie ein gigantischer Teppich.

Schiffe sahen wir auch. Es waren die normalen Frachter, die ihren Weg in die Irische See fanden.

Der Pilot hatte jedem von uns ein Fernglas hinterlassen. Auch ich schaute hindurch, sah aber nicht das Ziel.

»Kein Kontakt!« sagte McLagglen und drehte sich zu uns um. Wir saßen hinter dem Piloten und dem Captain.

»Versuchen Sie es trotzdem noch einmal. Die müssen sich doch einfach melden.«

»Vielleicht sind auf dem Schiff nur Tote.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand.«

Der Captain lachte. »Muss ich da noch groß den Teufel an die Wand malen? Ich dachte immer, dass wir ihn schon längst gesehen haben. Oder etwa nicht?«

»Ja schon…«

Wir waren alle nervös, und dieses Gefühl steigerte sich noch, weil sich die Star of Salomo nicht meldete. Wir kannten ihren Standort nicht. Es war wie verhext. Wenn wir das Schiff überhaupt finden wollten, mussten wir schon großes Glück haben.

Weitere zehn Minuten vergingen. Wir hielten den Westkurs bei, so dass wir uns der irischen Küste näherten, obwohl ich nicht daran glaubte, dass die Star of Salomo dort anlegen wollte. Meines Erachtens würde sie südlich fahren, um später in den Atlantik zu gelangen.

Bevor ich auf einen Kurswechsel drängte, hatte der Pilot etwas entdeckt.

Er gab die genaue Positionsangabe durch, mit der wir nicht viel anfangen konnten, aber die Himmelsrichtung stimmte. Das Schiff sahen wir im Westen.

Es wirkte sehr klein, wie ein Spielzeug, aber sehr schnell kamen wir näher und bekamen große Augen, denn die gekippte Lage ließ nur auf einen Zustand schließen.

Suko sprach es aus. »Der Kahn sinkt…«

***

Wir kreisten Minuten später schon über der Unglücksstelle, und uns bot sich ein gespenstisches Bild.

Ich hatte bisher noch nie erlebt, wie ein Schiff dieser Größe sinken

konnte. Jeder hat wohl seine bestimmten Vorstellungen davon, was dann passiert.

Das Herablassen der Rettungsboote, die Menschen an Deck, die sich an die Reling drängten und darauf warteten, in die Boote einsteigen zu können. Das alles geschah hier nicht.

Der große Kahn war mit dem Heck gekippt. Dort spülten die Wellen schon über eine große Fläche, während der Bug immer steiler aus den grauen Fluten aufragte. Gegen ihn rauschte auch die breite Meeresbrandung und schüttelte den Kahn jedes Mal durch.

Mir kam der Vorgang gespenstisch und faszinierend zur gleichen Zeit vor.

Das Schiff sank sehr schnell. Die lange Dünung toste heran. Bei jedem Anrollen überflutete sie einen größeren Teil des Kahns, der den stolzen Namen Star of Salomo trug.

Bis mittschiffs waren die Aufbauten bereits versunken. Nur der Bug lag noch frei, aber auch er ragte von Sekunde zu Sekunde höher aus dem Wasser, so dass mir der Kahn vorkam, als hätte er sich auf den Bug gestellt.

Und niemand zeigte sich an Deck.

Sosehr mich der Sinkvorgang auch interessierte und faszinierte, versäumte ich es dennoch nicht, mir auch die Umgebung anzuschauen, weil es möglicherweise sein konnte, dass dort Schiffbrüchige ums Überleben kämpften.

Ich sah nichts.

Kein Rettungsboot, keinen Menschen, der von Bord gesprungen war, um sich zu retten. Es hatte tatsächlich den Anschein, als würde ein völlig menschenleeres Schiff dem Grund des Meeres entgegensinken.

So etwas hatte ich in natura noch nie gesehen. Auch die anderen zeigten sich geschockt und überrascht. Suko hob ein paar Mal die Schulter, McLagglen drehte sich zu mir um, schaute mich aus großen Augen an und rief: »Verstehen Sie das?«

»Nein.«

Das Meer glich einem unersättlichen Raubtier. Es besaß zwar keinen Schlund, dafür gewaltige Wellen, die alles verschlangen, was sie anbot.

Plötzlich entstanden Strudel. Die letzte Luft wich aus dem gewaltigen Schiffskörper, und die lebensgefährlichen Wasserkreisel hätten jeden Menschen mit in die Tiefe gerissen.

Regelrechte Wasserkrater stachen spitz wie Tüten in die Tiefe. Blasen jagten in die Höhe. Schaum entstand, quoll zu gewaltigen Bergen auf, und Gischtfontänen wirbelten wie dichte Schleier über den sinkenden Kahn hinweg.

Ein letztes Aufbäumen des Bugs sahen wir noch. Es sah so aus, als wollte er sich aus den grauen Fluten hervorschieben, um in die

Wolkendecke zu steigen, aber die lange Meeresdünung war stärker, rammte den Bug noch einmal, dann sackte er vor unseren Augen mit einer für mich atemberaubenden Geschwindigkeit weg.

Plötzlich begann das Meer zu toben. Es wurde zu einem gewaltigen Wirbel, der alles verschlingen wollte. Fontänenartig gischtete das Wasser in die Höhe, als wollte es mit seinen langen Armen gegen die Kufen des Hubschraubers schlagen und ihn ebenfalls mit in die gnadenlose Meerestiefe ziehen.

Wir blieben über dem Schiff und schauten weiterhin zu, wie das Meer das Schiff verschlang.

Zurück blieben die Strudel, die Wirbel und die kochende See, in die noch letzte Luftblasen hineinstiegen und zerplatzten. Wenig später breiteten sich die Wellen aus, als hätte jemand einen gewaltigen Stein hineingeworfen, dann war nichts mehr zu sehen. Die See hatte das Schiff geschluckt.

Captain McLagglen wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Wenn mir das jemand erzählt hätte, den hätte ich ausgelacht und ihm kein Wort geglaubt. Aber so.« Er steckte das Tuch wieder ein, während wir jetzt über der Stelle kreisten. »Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

»Normal ist es nicht.«

»Das meine ich auch.«

»Wollen Sie noch bleiben?« fragte der Pilot.

Es hatte keinen Sinn, wenn wir weiterhin über der Stelle kreisten. Was aus der Tiefe hochgedrückt wurde, war nicht viel. Ein paar Rettungsringe schaukelten verloren auf den Wellenkämmen. Hin und wieder wurden sie gegen die Holzplanken gedrückt, die ebenfalls aus dem brodelnden Wasser in die Höhe kamen.

Wir hatten hier nichts mehr zu tun. »Okay«, sagte ich laut. »Lassen Sie uns zurückfliegen.«

»Geben Sie auf?« fragte der Captain.

Ich schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, Kollege, wir fangen jetzt erst richtig an.«

Über diese Antwort wunderte sich nicht nur McLagglen, auch Suko starrte mich unverständlich an.

Ich gab keine Erklärung ab und behielt meinen Plan vorläufig für mich…

***

In Captain McLagglens Büro hatten wir uns zusammengesetzt. Eine ältere Sekretärin brachte Kaffee. Die braune Brühe hielt keinen Vergleich mit Glendas Kaffee aus, aber es war besser als nichts, und so schütteten wir das Zeug mit Todesverachtung in uns hinein.

Das Hauptquartier der Liverpooler Polizei war in einem alten

Gebäude untergebracht, dessen stuckverzierte Fassade allmählich abbröckelte.

Die Hauswand zeigte eine dunkelgraue Farbe, zudem blinkten die Scheiben der Fenster wie matte Augen.

Wenn wir aus dem Fenster blickten, schauten wir auf eine verkehrsreiche Straße, hinter der ein kleiner Park lag, wo das Grün der Bäume vergeblich gegen das Grau der Stadt ankämpfte.

In Liverpool wirkten selbst die Parks schmutzig und verkommen. So schlimm hätte ich mir die Stadt nicht vorgestellt.

Captain McLagglen schaute mich über den Rand seiner henkellosen Tasse hinweg an. Er trank seinen Kaffee wie ein Franzose und wärmte sich beim Trinken die Hände. »Es sieht nicht nach einem Erfolg aus, Gentlemen. Nicht mal nach einem Teilerfolg. Oder sehen Sie das anders?«

»Ein wenig schon«, gab ich zurück.

»Und wie?«

»Das Schiff ist zwar gesunken, aber nicht für immer verschwunden.«

Er schaute mich überrascht an, dachte nach und kam plötzlich auf die Lösung. »Wollen Sie danach tauchen lassen?«

»Ja.«

Suko hatte mit einer ähnlichen Antwort gerechnet. Er nickte und verzog die Lippen zu einem Lächeln.

»Wissen Sie denn, wie tief das Wasser an dieser Stelle ist?«

»Nein, aber das wird sich feststellen lassen.«

»Sicher. Wollen Sie dann runter?«

»Das hatte ich vor.«

McLagglen sagte zunächst nichts mehr. Er schaute nur zur Seite auf den grauen Teppichboden. So etwas war ihm wohl noch nicht vorgekommen.

»Und weshalb wollen Sie tauchen?«

»Weil ich etwas an Bord vermute, das für uns von großer Wichtigkeit sein kann.«

»Was denn?«

»Irgendein Geheimnis, mehr kann ich dazu auch nicht sagen. Dass der Kahn gesunken ist, muss einen Grund gehabt haben. Am Meer liegt es nicht. Die Wellen waren nicht hoch. Wir hatten keinen Sturm, keinen Orkan. Es wehte ein fast lindes Lüftchen. Für mich tragen ganz andere Kräfte die Verantwortung.«

»Das mag ja sein«, gab der Captain zu. »Doch für Ihr Vorhaben brauchen Sie eine Ausrüstung. Ein Tauchschiff. Sie müssen in einen Druckanzug steigen und…«

»Lässt sich das nicht alles besorgen?« fragte ich zwischen.

»Schon. Nur sind wir es nicht gewohnt, dass wir hier groß einsteigen. Die Kosten…«

»Werden vom Yard übernommen«, erklärte ich zu seiner Beruhigung.

»Für uns ist wichtig, dass man ein entsprechendes Schiff bereitstellt, das uns an die Stelle bringt.«

»So etwas haben wir hier.«

»Und Taucherspezialisten wird es doch auch geben.«

»Sicher. Unter den Kollegen mit einer Einzelkämpfer-Ausbildung bestimmt. Die können Ihnen zur Seite stehen.«

»Dann sehe ich keinerlei Schwierigkeiten mehr. Alles andere übernehmen mein Freund und ich.«

McLagglen rieb sein Kinn. »Ehrlich gesagt, ich habe unter meinen Kollegen schon manch verrückte Typen kennengelernt. Sie aber setzen allem die Krone auf.«

»Wir arbeiten nur etwas unkonventioneller.«

»Das habe ich schon festgestellt. Hoffentlich haben Sie auch den entsprechenden Erfolg.«

»Das wollen wir hoffen.«

»Kann ich auch dabei sein?«

»Gern. Wenn es Ihr Job zulässt. Nur müssen Sie sich über eines im klaren sein, Mr. McLagglen. Wundern Sie sich über nichts. Egal, was auch alles geschieht.«

»Das Wundern habe ich mir bei Ihnen abgewöhnt. Wo verbrannte Tote plötzlich wieder leben, kann ich nur mit dem Kopf schütteln.« Er stand auf. »Lassen wir das. Wichtiger sind jetzt die Organisation und die Vorbereitungen. Wann wollen Sie in See stechen?«

»So rasch wie möglich.«

McLagglen schaute auf seine Uhr. »Das ist heute nicht mehr möglich. Die Vorbereitungen nehmen eine gewisse Zeit in Anspruch.«

»Morgen früh würde auch reichen«, sagte Suko.

McLagglen lachte. »Hexen können wir nicht. Bis der genaue Dienstweg eingehalten wird und die Begründung geschrieben worden ist, dauert es eine Weile.«

»Den umgehen wir einfach«, erklärte ich. »Manchmal ist es nämlich gut, wenn man gewisse Sondervollmachten besitzt und auch davon Gebrauch machen kann…«

***

Der Morgennebel lag noch über dem Wasser der Bucht, als wir den Hafen schon hinter uns gelassen hatten und in die offene See hinausfuhren. An Deck brannten die Laternen, die es aber kaum schafften, den grauen Dunst zu erhellen oder zu vertreiben.

Suko, der Captain und ich hockten unter Deck und tranken Kaffee. Die frischesten waren wir nicht, denn der letzte Tag war hart gewesen. Aber die Vorbereitungen waren abgeschlossen, und mancher Beamte hatte da über seinen eigenen Schatten springen müssen.

Das Tauchschiff hieß Randy, gehörte zu einer Sonderabteilung der Marine, wirkte sehr schwerfällig und besaß als markantes Wahrzeichen einen stabilen Kran am Heck.

Der Nebel machte uns nichts, das Schiff war mit Radar ausgerüstet.

Als ich dieses Thema anschnitt, winkte McLagglen ab. »Ich kenne mich hier aus«, erklärte er. »Die Suppe wird im Laufe des Vormittags verschwinden.«

Zwischen uns stand ein Tisch, auf dessen Platte einige Seekarten ausgebreitet lagen. Die Sinkstelle hatten wir genau markiert. Ein dicker roter Punkt sah aus wie ein Blutfleck.

Die Fahrt würde ungefähr zwischen zwei und drei Stunden dauern. Die Wettermeldungen sahen günstig aus. Sturm würde es nicht geben, das Meer blieb sommerlich ruhig, obwohl die irische See als wild bezeichnet werden konnte.

Außer uns bestand die Besatzung noch aus fünf Leuten. Der Kapitän stand am Ruder. Er war ein ruhiger Mann im militärischen Range eines Leutnants.

Seine Untergebenen waren Kampfschwimmer und Tauchspezialisten, die mir notfalls zur Seite stehen wollten.

Suko und ich waren schon oft genug auf einem Schiff gefahren, um nicht seekrank zu werden. Auch nicht, als die Schlingerbewegungen stärker wurden und davon zeugten, dass wir das offene Meer erreicht hatten.

McLagglen schaute uns nachdenklich an. »Da haben Sie sich verdammt viel vorgenommen.«

»Hätten Sie denn anders gehandelt?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Sinclair. Andererseits«, er hob die Schultern. »Ein Geisterschiff, das von selbst auf große Fahrt geht, diesem Phänomen muss man einfach auf den Grund gehen, mein ich.« Er stand auf. »Mir gefällt die Luft hier nicht. Wollen Sie nicht auch mit an Deck kommen?«

»Ich habe nichts dagegen.«

Suko schloss sich mir an. Es war kein Luxusliner, auf dem wir uns befanden. An Bord war alles zweckmäßig eingerichtet. Es roch nach Arbeit. Das Vibrieren der Schiffsmaschinen erzeugte bei mir ein beruhigendes Gefühl. Über eine Eisenleiter stiegen wir an Deck.

McLagglen wandte sich der Brücke zu, auf der er den Kapitän traf. Ich schaute mir mit Suko die Taucheranzüge an.

Das waren schon unförmige Klumpen, die von den vier Soldaten überprüft wurden. Wenn ich den Helm übergestreift hatte, musste ich aussehen wie ein Raumfahrer.

Der Nebel war fast verschwunden. Er lag nur noch als hauchdünner Schleier auf der langen Dünung.

Ein dunkelhäutiger, breitschultriger Soldat trat auf mich zu. »Sind Sie

schon getaucht, Sir?«

»Des öfteren.«

»Auch in diesen Anzügen?«

»Nein.«

Er zog ein bedenkliches Gesicht. »Dann müssen wir Sie einweisen.«

»Tun Sie das.«

»Und ich bin ebenfalls dabei«, sagte Suko.

Begeistert waren die Männer von seinem Vorschlag nicht. Sie zählten sich zur Elite und zeigten dies auch. Ihre Blicke und ihr Gehabe ließ darauf schließen, was wir in ihren Augen waren. Im günstigsten Fall Störenfriede.

Die Vorbereitungen nahmen etwa eine Stunde in Anspruch. Man machte mich mit dem Taucheranzug vertraut. Ich probierte und checkte ihn dann selbst durch, während Suko das gleiche bei seinem Anzug tat.

Noch hingen Wolken am Himmel. Hinter ihnen und schwach gelblich zeichnete sich das Rund der Sonne ab. Wenn sie erst mal durchkam, würden wir ins Schwitzen kommen.

Das Meer wirkte wie graugrünes Glas. Erste Strahlen tupften dagegen und zeichneten helle Reflexe.

Der Kapitän hatte die Brücke verlassen und kam zu uns. Er trug einen Vollbart und hatte den schaukelnden Gang eines Seemanns. »Na, kommen Sie klar?«

»Wir hoffen es.«

»Die Anzüge sind nicht mehr so schwer, wie sie früher einmal waren. Sie können sich darin gut bewegen. So dünn das Material aussieht, es ist strapazierfähig. Man hat Sie über die einzelnen Funktionen informiert?«

»Das hat man.«

Er nickte. »Gut, wir werden die Stelle bald erreicht haben. Sie können schon in die Anzüge steigen.«

Das war zwar kein Problem, aber Mühe machte es schon. Man half Suko und mir dabei.

Ich hatte dem Toten die Waffe abgenommen. Wer mit einem goldenen Dolch agierte, tat dies nicht ohne Grund. Der musste meines Erachtens die Waffe für eine bestimmte Funktion bekommen haben. Ich wollte sie mitnehmen, konnte sie aber nicht unter dem Taucheranzug verbergen, denn ich wäre nicht an sie herangekommen. Deshalb wollte ich den goldenen Dolch in der Hand behalten.

»Was haben Sie denn damit vor?« wurde ich gefragt.

Durch das offene Guckfenster schaute ich den Sprecher an. »Ich weiß es noch nicht.«

»Nun ja, das ist Ihr Problem.«

Plötzlich hörte ich einen Fluch. Der Commander des Schiffes hatte

ihn ausgestoßen. Bei seiner Inspektion war ihm aufgefallen, dass Sukos Taucheranzug einen Riss besaß. Er zog sich quer durch das Material am Rücken hin, und so konnte mein Freund auf keinen Fall mit in die Tiefe tauchen. Er musste aus dem Anzug klettern.

»Willst du nicht lieber an Bord bleiben?« fragte ich ihn.

»Weshalb?«

»Es ist besser, wenn einer hier oben bleibt. Ich werde tauchen. Wenn du hier oben wartest, bin ich beruhigter. Falls etwas schiefgeht, kannst du eingreifen.«

Suko war nicht begeistert. »Immer du!« beschwerte er sich. »Aber ich werde deinem Rat folgen. Wir bleiben durch Sprechfunk miteinander in Verbindung, ja?«

»Das sowieso.«

Man schraubte mir die Sichtklappe fest. Die Schläuche waren alle angeschlossen. Ich probierte das kleine Mikro aus und war, zufrieden. Am Heck des Schiffes befand sich eine ausklappbare Rampe. Von dieser Startposition aus sprangen die Taucher ins Wasser. Auch ich musste mich dorthin begeben.

Suko begleitete mich und machte zum Zeichen des Sieges das V-Zeichen. Auch der zweite Taucher kam. Es war der dunkelhäutige Soldat, dessen Gesicht hinter der Scheibe schimmerte. Der Mund war zu einem scharfen Grinsen verzogen.

Ich betrat die Rampe. Das Schaukeln des Schiffes bekam ich direkt mit.

Wir lagen auf der Dünung, wiegten uns auf den hohen Kämmen, machten aber keine Fahrt mehr.

Suko gab mir ein Zeichen. Ein letzter Schritt brachte mich an den Rand der Rampe.

Die hohen Wogen klatschten wie starke Hände darunter. Das Metall vibrierte. Durch den eingebauten Helmlautsprecher hörte ich das Kommando. »Springen Sie!«

Ich stieß mich ab und sank wie ein Stein in die Tiefe!

***

Sekunden später durchschwebte ich die absolute gläserne Stille. So jedenfalls kam es mir immer vor, wenn ich in das gewaltige Meer eintauchte. Je tiefer ich glitt, um so dunkler wurde es. Das Grün wechselte sich mit einem grauen Farbton ab. Zahlreiche Fische umschwammen mich. Ich kannte sie von der Art her gar nicht. Manche erschienen dicht vor meinem Guckfenster, starrten mich mit ihren Glotzaugen an und schwammen blitzschnell wieder weg, wenn sie genug gesehen hatten.

Der schwere Taucheranzug zog mich rasch tiefer.

Die Schläuche und Leinen, die mich mit der Oberwelt verbanden, sah

ich nicht. Ich hoffte, dass die Versorgung vom Schiff aus gut funktionierte, und vernahm auch schon Sukos Stimme. Mein Freund erkundigte sich, ob alles in Ordnung wäre.

»Ich habe keine Schwierigkeiten.«

»Siehst du schon den Grund?« quäkte es.

»Noch nicht.«

»Gib dann Bescheid.«

»Werde ich machen.«

Es war mittlerweile so finster geworden, dass ich den Scheinwerfer einschaltete, der an meinem Gürtel befestigt war.

Ein Lichtkegel schoss schräg in die Tiefe und zeigte mir den Meeresgrund. Ich glaubte einen gewaltigen Schatten zu erkennen.

Das war das gesunkene Schiff. Ich freute mich, dass wir den Ort so gut gefunden hatten.

Der Kontakt kam. Mit beiden Füßen versank ich im Sand. Feine Wolken quollen empor und umschwebten mich.

Nicht nur ich hatte den Grund erreicht. Nicht weit entfernt von mir sah ich den Kampftaucher der Marine, der mich begleitete. Er trug noch ein Unterwasserschweißgerät, falls es nötig war, irgendwelche Türen oder Luken zu öffnen.

Mit der freien Hand winkte er mir zu. Seine Bewegung sah schwerfällig aus.

Ich meldete mich bei Suko, und der fragte sofort nach dem gesunkenen Schiff.

»Das sehe ich direkt vor mir.«

»Okay, dann weiterhin viel Glück.«

Der Kampftaucher winkte mich zu sich heran. Ich ging die ersten Schritte und kam mir dabei wie ein Kleinkind vor, das Laufen lernt. Es war ziemlich anstrengend, über den Grund zu wandern.

»Schaffen Sie es, Sinclair?«

»Ja, Crocker.« Der Mann heiß Dennis Crocker. Viel mehr wusste ich nicht von ihm.

»Okay, wir gehen zum Schiff. Hoffentlich liegt es günstig.«

Crocker ging vor. Er hatte Routine darin. Schon sehr bald vergrößerte sich der Abstand zwischen uns beiden. Manchmal kam ich mir vor, als würde ich fliegen, dann wieder hatte ich das Gefühl, von einem zähen Sand oder Schlamm festgehalten zu werden.

Die auf dem Grund liegenden Felsen sahen aus wie gewaltige Köpfe.

Auch hier unten herrschte eine gewisse Strömung. Sie drang von der rechten Seite auf mich zu und wollte mich während des Gehens stets nach links drücken, so dass ich mich dagegen anstemmen musste.

Von Brocker sah ich nichts mehr. Er war bereits im Schatten des versunkenen Schiffes verschwunden. Ich hörte seine Stimme aus dem Lautsprecher.

»Ich habe mich schon umgeschaut. Es sieht relativ günstig aus.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wir können das Deck begehen.«

»Und wo stecken Sie?«

»Gehen Sie nach rechts. Ich kann sie sehen. Wenn ich ›Halt‹ sage, geben Sie nach oben das Signal, dass man Sie hochzieht. Ich erwarte sie auf dem Deck.«

»Klar.«

Ich tappte durch die gläserne Dunkelheit und konzentrierte mich einzig und allein auf den Lichtstrahl. Nicht mehr als zwanzig Schritte musste ich zurücklegen, bis Crocker mich zum Stehenbleiben aufforderte. Ich nahm Kontakt mit dem Schiff auf und gab meine Wünsche durch.

»Wird erledigt, Sir!« hörte ich Sukos Stimme.

»Danke, Charles. Sie können dann gehen.«

»Sehr wohl, Euer Merkwürden.«

Ich schwebte plötzlich hoch. Vor meinem Sichtfenster huschte die dunkle Bordwand entlang. Der Kahn besaß tatsächlich nur eine leichte Schräglage, und als ich über das Deck schwebte, winkte Dennis Crocker mit beiden Armen.

Ich gab Anweisung nach oben, mich herabzulassen. Wie ein langsam sinkender großer Raubvogel schwebte ich auf das Deck zu und blieb in Griffweite des Kollegen stehen.

Die beiden Lampenstrahlen trafen sich und schufen eine helle Insel im dunklen Wasser.

Crocker und ich unterhielten uns per Mikro. »Was haben Sie jetzt vor, Sinclair?«

»Ich muss den Kahn durchsuchen.«

»Und wo fangen Sie damit an?«

»Ich hatte gedacht, dass ich am Bug beginne.«

»Einverstanden. Sagen Sie mir nur noch, ob Sie etwas Bestimmtes suchen und was uns erwarten kann?«

»Ich weiß es selbst nicht. Es könnte sein, dass wir in Gefahr geraten.«

Er lachte mit blitzenden Zähnen. »Wer hier noch an Bord war, ist tot. Und Fischmenschen habe ich bisher nicht kennengelernt.«

»Geben Sie trotzdem acht.«

»Ganz wie Sie wünschen, Meister.«

Gemeinsam orientierten wir uns zum Bug des Schiffes hin. Hier auf dem schrägen Deck merkten wir die Strömung deutlicher, die zwischen den Aufbauten floss. Ich machte es wie Crocker und ruderte mit beiden Armen, um das Gleichgewicht zu halten.

Ungefähr mittschiffs befanden sich die Ladeluken. Sie waren noch geschlossen, das Wasser hatte sie nicht aufsprengen können. Crocker wunderte sich. »Wie ist das Schiff überhaupt gesunken. Ich kann kein

Leck feststellen.«

»Fragen Sie mich etwas Leichteres.« Ich ging jetzt vor ihm und hatte einen Niedergang entdeckt, den ich hinunterstieg.

So rutschte und tauchte ich in den Bauch des Schiffes und hinein in die absolute Schwärze, die nur vom Schein meiner Gürtellampe zerschnitten wurde.

Fische hatten den Weg ebenfalls gefunden und durchschwammen neugierig die für sie fremde Welt. Algen, Sand und Planktonteilchen sorgten für einen undurchsichtigen Film, der das Wasser anreicherte.

Wir befanden uns nicht innerhalb der Laderäume, sondern in dem Teil des Schiffes, wo die Mannschaftskojen lagen. Die Türen waren vom Wasserdruck herausgesprengt worden, so dass wir in die Kojen hineinleuchten konnten.

Dennis Crocker wunderte sich, weil er keine Toten sah. »Ist die Mannschaft denn geschlossen von Bord geschwemmt worden?« fragte er. »Hat man die Leute vielleicht gerettet?«

»Nein.«

»Wo sind die Leute dann?«

Es musste eine magische Lösung geben, die wollte ich ihm aber nicht unter die Nase reiben. »Keine Ahnung, das Schiff war schon verlassen, als es sank.«

»Jedenfalls gebe ich das als Meldung nach oben.«

Ich konnte ihn nicht daran hindern. Erreichen würde er damit aber auch nichts.

Jede Kabine suchte ich ab. Ich sah die Kojen, die Tische, auch die Sitzgelegenheiten, aber keinen Ertrunkenen.

Wer hatte das Schiff gesteuert? Es musste einen Kapitän gehabt haben, denn es hatte in Liverpool eine Ladung gelöscht. Allmählich wurde auch mir mulmig zumute.

In der linken Hand hielt ich noch immer den goldenen Dolch. Bisher hatte ich ihn nicht gebraucht.

Ich drehte mich um, weil ich lange nichts mehr von Dennis gehört und gesehen hatte.

Dennis Crocker war verschwunden, ohne mich verständigt zu haben.

Das fand ich nicht gut.

Ich rief nach ihm.

»Ja, ich bin noch da, Sinclair.«

»Und wo?«

»In der Bude des Kapitäns. Gar nicht mal weit von Ihnen weg. Ich habe aber das Gefühl, dass hier etwas lauert.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung. Ist nur ein Gefühl. Irgendwie spüre ich es.« Er lachte leise. »Wahrscheinlich mache ich mich selbst verrückt, aber ich kann einfach nicht anders.«

»Bleiben Sie dort, Crocker, ich komme!«

»Okay.«

Wenn wir miteinander redeten, konnten die Zurückgebliebenen an Bord ebenfalls jedes Wort hören. Und sie waren aufmerksam geworden, denn ich vernahm Sukos fragende Stimme. »Gibt es unten irgendwelchen Ärger, John?«

»Bei mir nicht. Ich habe noch nichts entdeckt.«

»Vielleicht hat man die Besatzung in den Laderäumen ertrinken lassen.«

»Das ist eine Möglichkeit, aber dort sehe ich später nach. Ich bewege mich jetzt auf die Kapitänskabine zu, die irgendwo hier in der Nähe liegen muss.«

»Gut, tu das. Und melde dich!« Ich drückte mich durch die Tür, zusammen mit den glitzernden Leibern einiger Fische. Vor mir erhellte das Licht die Dunkelheit. Der Schein wurde auch reflektiert und blendete mich manchmal. Sehr langsam tastete ich mich weiter, drehte mich dabei und hoffte, dass der Lampenstrahl Crocker erwischte.

Ich sah ihn nicht. Deshalb rief ich nach ihm, bekam aber keine Antwort.

Etwas Kaltes rann über meinen Rücken. Wenn ich recht darüber nachdachte, war ich verdammt hilflos den anderen Kräften, die hier möglicherweise lauerten, ausgeliefert.

Hatte es Crocker erwischt?

»Verdammt, melden Sie sich!«

Er schwieg. Meine Sorgen steigerten sich. Auch an Deck des Schiffes hatte man mitbekommen, dass etwas nicht richtig lief. Diesmal nahm der Commander Kontakt mit mir auf.

»Sinclair, was ist mit Crocker?«

»Ich weiß es noch nicht. Es scheint mir, dass ich ihn verloren habe. Wir trennten uns.«

»Brauchen Sie Hilfe?«

»Noch nicht. Ich werde ihn suchen und mich dann wieder melden. Die Kapitänskabine muss ganz in meiner Nähe sein. Bleiben Sie auf Horchposten.«

»Sicher.«

Noch während ich mich zur Offiziersmesse vorarbeitete, meldete sich der Commander. »Wir haben keine Verbindung mehr zu Crocker! Hier schrillt es Alarm! Sinclair, da ist was!«

»Ich schaue nach.«

Die Stimme des Commanders hatte ruhig geklungen, doch unterschwellig war die Spannung sehr genau zu hören gewesen.

Ich bewegte mich schwerfällig auf die Tür zu. Der Spalt war so groß, dass ich mich hindurchdrücken konnte, schaffte es auch, leuchtete in

die Kabine und sah Crocker!

Er trieb mir in seiner schrägen Haltung entgegen. Die Versorgungsschläuche über seinem Helm waren gekappt worden…

Crockers Gesicht war nur mehr eine furchtbare Fratze, in der die Qual seiner letzten Minuten stand. Deutlich zeichnete sich die Todesangst darin ab. Der Helm war auch von innen mit Wasser gefüllt, so dass die Umrisse des Gesichts noch stärker verzerrten.

Ich bewegte mich nach rechts hin und gelangte tiefer in den Raum hinein.

Der Mann trieb an mir vorbei. Die Tür hielt ihn auf. Das kalte Gefühl in meinem Nacken hatte sich verstärkt. Ich spürte die Würgefinger der Angst, die mich bedrohten. Irgendwo in der Nähe musste ein Killer lauern, dem ich - wegen meines unbeweglichen Taucheranzugs - fast hilflos ausgeliefert war.

So gut es möglich war, leuchtete ich die Kabine aus, aber ich sah den Mörder nicht.

Dafür nahm man vom Boot her mit mir Verbindung auf. Die quäkende Stimme des Commanders hatte einen ungeduldigen Tonfall bekommen.

»Was ist denn, Sinclair? Haben Sie die Kabine erreicht?«

»Ja. Ich fand auch Crocker. Er ist tot!«

Sekundenlanges Schweigen herrschte. Der Commander musste sich erst fassen. »Okay, wir haben verstanden. Als wir keine Verbindung mehr bekamen, ahnten wir etwas.«

»Die Versorgungsschläuche wurden gekappt.«

»Und wie geht es Ihnen?«

»Ich bleibe noch hier!«

»John, verdammt!« Suko mischte sich in den Dialog mit ein. Seine Stimme klang ungeduldig. »Mach doch keinen Ärger. Du bist jetzt auf dich allein gestellt. Wenn sie dich packen…«

»Ich komme ja hoch. Lasst mich die Kabine noch durchsuchen, dann sehen wir weiter.«

»Wie du willst.«

Die Verbindung verschwand, und ich fühlte mich wieder so verdammt allein.

Bisher hatte es mir nichts ausgemacht, über den Meeresgrund zu gehen oder durch das gesunkene Schiff zu streifen. Nun aber spürte ich die drückende Einsamkeit, die Beklemmung, denn ich wusste, dass ein heimtückischer Killer in der Nähe lauerte.

Möglicherweise befand er sich in der ziemlich geräumigen Kabine und wartete auf seine Chance.

Sicherheitshalber schaute ich mich um. Ich leuchtete in die Winkel hinein.

Die Einrichtungsgegenstände waren alle vorhanden. Das Bett, der

Tisch, die kleine Sitzgruppe, der Schrank und der Tresor.

Ich ging auf ihn zu. Ich besaß natürlich keinen Schlüssel, aber mir fiel etwas auf.

Das Schloss besaß an den Seiten nach außen gezogene Kerben.

Ähnliches hatte ich schon mal gesehen. Der Dolch diente nicht nur als Stichwaffe, sondern gleichzeitig auch als Schlüssel.

Für eben diesen Tresor, in dem sich meiner Ansicht nach sicherlich etwas ungemein Interessantes befinden musste.

Allmählich wuchs in mir die Unruhe. Ich wurde den Eindruck nicht los, vor einer entscheidenden Wende zu stehen.

Es war kein Zufall, dass der Dolch und das Schloss zusammenpassten.

Für mich war es die erste heiße Spur in diesem Fall.

Suko musste auf dem Schiff Höllenqualen durchmachen. Wieder nahm er mit mir Verbindung auf. »John, verdammt, was ist da unten los? Hast du den oder die Killer entdeckt?«

»Nein!«

»Aber…«

»Hör zu, ich kann dir jetzt keine genaue Auskunft geben. Nur soviel. Ich habe einen Tresor gefunden, zu dessen Schloss der Dolch passt, den ich dem Toten abgenommen habe.«

»Stimmt das?«

»Ich melde mich später wieder.« Damit unterbrach ich die Verbindung.

Bevor ich den Dolch in das Schloss einführte, schaute ich mich um.

Nach wie vor befand ich mich mit dem Toten und einigen durch den Türspalt eingedrungenen Fischen allein in der Kabine. Im Lampenstrahl wirkte das Wasser grünlich.

Dann schob ich sehr vorsichtig den Dolch in den schmalen Spalt. Und er passte!

Im ersten Augenblick zuckte ich zusammen, weil ich doch überrascht war. Fast bis zum Heft konnte ich ihn durchschieben, versuchte anschließend, ihn nach links zu drehen, spürte einen leichten Widerstand, der sofort verschwand, als ich den Dolch weiterdrehte.

Die Tür des Tresors besaß weder einen Griff, das war auch nicht nötig.

Durch die Drehung der Waffe hatte ich einen Kontakt ausgelöst. Vor meinen Augen schob sich die Tür zur Seite und gab mir den Blick in den Tresor frei.

Meine Augen weiteten sich vor Staunen!

***

Commander Taylor ballte in ohnmächtigem Zorn beide Hände, so dass die Knöchel hart hervortraten. Er schaute Suko mit einem Blick an, als trüge der Inspektor die gesamte Verantwortung für die

Vorfälle. »Eines sage ich Ihnen. Lange mache ich das nicht mehr mit, darauf können Sie sich verlassen. Es muss etwas geschehen. Ich nehme den Mord an einem meiner Männer nicht so ohne weiteres hin.«

»John Sinclair befindet sich unten. Er kann sich darum kümmern, Commander.«

Taylor spreizte die Arme ab. »Sinclair!« keuchte er. »Wer ist schon Sinclair, verdammt!«

»Sie sollten ihn nicht unterschätzen.«

»Ja, ja, ich habe von ihm gehört und von- Ihnen auch, Suko. Aber das alles aus zweiter Hand, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

»Mich interessiert einzig und allein, dass ich einen meiner Männer verloren habe.« Der Blick des Commanders wurde schneidend. »Sie sind doch Sinclairs Freund. Und da stört es sie nicht, dass dieser Mann mit einem Killer unter Wasser ist?«

»Natürlich stört es mich.«

»Dann lassen Sie uns tauchen.«

»Commander, das werden wir auch. Mir geht es darum, John Sinclair nicht zu stören. Das hier ist kein normaler Fall, den wir untersuchen. Wir haben es hier mit Dingen zu tun, die man sehr schlecht erklären kann, ohne gewisse Zusammenhänge zu kennen.«

»Und die kenne ich nicht?«

»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich glaube, dass Sie die tatsächlich nicht kennen.«

Taylor reagierte sauer. Er warf einen Blick auf seine Metall-Armbanduhr.

»Einigen wir uns auf einen Kompromiss?«

»Wie meinen Sie das?«

»Geben wir Ihrem Freund noch genau fünf Minuten zu. Wenn er sich dann nicht gemeldet hat, werden wir tauchen.«

Suko überlegte. Auch er wollte natürlich wissen, was mit John geschehen war.

»Einverstanden?« fragte Taylor.

»Ja.«

Der Commander grinste scharf. »Sie können mittauchen, wenn Sie wollen. Wenn ja, wäre es Zeit für Sie, in den Anzug zu steigen. Überprüft - ist er…«

»Nein, lassen Sie mal.«

»Wie Sie wollen.«

Captain McLagglen näherte sich Suko. Der Polizei-Offizier rauchte eine Zigarette. Wenn er den Rauch ausstieß, riss der Wind ihn sofort von seinen Lippen. »Sie kommen mit dem Mann nicht zurecht - oder?«

»So ungefähr.«

»Polizei und Militär sind manchmal wie Feuer und Wasser. Aber ich

will Ihnen ehrlich sagen, Taylors Vorschlag ist nicht schlecht. Wir dürfen Ihren Kollegen nicht allein dort unten lassen.«

»Das weiß ich selbst. Nur sollte man ihm gleichzeitig auch ein gewisses Vertrauen entgegenbringen. Ich kenne ihn lange genug. Er kommt auch in schwierigen Situationen allein zurecht.«

McLagglen zog den Mund schief. »Ich weiß. Sie sind bekannt, deshalb haben wir Sie ja auch alarmiert.«

»Hassen Sie Liverpool?« Suko schnitt bewusst ein anderes Thema an, um sich abzulenken.

McLagglen hob die Schultern.

»Nein, ich hasse es nicht. Ich bin hier geboren. Ich habe mich mit Liverpool arrangiert, wie man so schön sagt. Sie ist mir nicht gleichgültig, das kann man nicht sagen, aber ich stehe ihr auch nicht zu positiv gegenüber.«

Für beide Männer war das Thema urplötzlich beendet, denn sie hörten den lauten Ruf des Commanders.

»Verdammt, was ist das?« Taylor stand auf dem Fleck, drehte sich aber und deutete mit beiden Händen auf das Meer.

Suko und der Captain stürzten zur Reling. Ihren Augen bot sich ein unheimlicher Anblick.

Das Meer, vor Sekunden noch war es eine wallende und wogende Fläche gewesen, hatte sich verändert. Aus der Tiefe drang ein helles Licht und ließ das Wasser wie durchsichtiges Glas erscheinen.

Was die Männer sahen, raubte ihnen den Atem…

***

Ich schaute in den Tresor und entdeckte die Scheibe mit dem Hexagramm!

Nicht die, die der Amokläufer bei sich getragen hatte, nein, das Motiv war nur mit dem anderen identisch und nahm die Rückseite des Tresors ein.

Sehr deutlich sah ich das Symbol. Es leuchtete in einem künstlichen Rot, das vom Untergrund der Scheibe abstrahlte, denn das Hexagramm selbst war dunkel.

Wenn ich genauer hinschaute, erkannte ich auch die leichte Krümmung.

Der Begriff Scheibe traf zu, auch wenn es sich in diesem Fall der Rückwand anglich.

War dieses Bild das Geheimnis des Schiffes?

Eine Erklärung für die Existenz des salomonischen Zeichens hatte ich jedenfalls nicht, und auch die weiteren Vorgänge waren für mich unerklärlich.

Um mich herum verschwand die Dunkelheit des Wassers. Zwar kam ich mir nicht vor wie in einem Käfig aus Licht, doch das Unerklärliche

des Vorgangs nahm mich schon mit. Die Grenzen zerflossen, das Wasser schien überhaupt nicht mehr zu bestehen, ich sah nur diese Scheibe, die ich als Omen Salomons bezeichnete.

Ich fürchtete mich nicht vor ihr. Nein, sie übte eine gewisse Faszination auf mich aus, sie lockte und kam mir vor, als wollte sie mir den Blick für das Unerklärliche, das andere und das hinter dem Normalen liegenden öffnen.

Ein gutes Gefühl durchströmte mich. Wenn dieses Zeichen erschien, konnte ich Vertrauen haben, dann war alles okay, denn auch mein Kreuz hatte das Hexagramm einmal besessen.

Ohne auf die Umgebung zu achten, griff ich mit der rechten Hand in den Tresor hinein. Möglicherweise konnte ich den Gegenstand hervorholen, um ihn näher zu untersuchen. Mit der ersten Scheibe war dies nicht möglich gewesen. Und das Fundstück aus der Zeit König Salomos war etwas Außergewöhnliches.

Ich hatte meine wartenden Partner vergessen und auch das mich umgebende Wasser. Jetzt zählte nur das geheimnisvolle Omen. Der Tresor war tiefer, als ich angenommen hatte. Bis über den Ellbogen hinweg verschwand mein Arm in ihm, und noch immer gelang es mir nicht, die Scheibe zu fassen. Rückte sie möglicherweise weiter von mir ab?

Nein, ich berührte sie.

Leider kam ich nicht mehr dazu, mich darüber zu freuen. Urplötzlich veränderte sich die Umgebung.

Den Wirbel bekam ich noch mit und wusste nur so viel, dass es kein Wasserwirbel gewesen war, der mich in die gefährliche Tiefe riss. Etwas anderes war stärker gewesen.

Salomos Hexagramm vergrößerte sich vor meinen Augen zu einem wahren Monstrum, das mit einer unwahrscheinlichen starken Kraft ausgerüstet war.

Ich wollte mich dagegen anstemmen, es hatte keinen Sinn. Plötzlich riss mir die Kraft die Füße vom Boden, das Wasser war auf einmal so anders, ohne Druck, und ich konnte mich nicht mehr halten.

Salomos Omen erfasste auch mich und damit auch eine fremde, andere Welt!

***

McLagglen sagte: »Verdammt, da ist das Schiff! Ich sehe es genau. Das ist der Kahn, den wir verfolgt haben.« Er wischte über das Gesicht. Sein Blick bekam einen unruhigen Ausdruck. »Ich sehe ihn.«

Den übrigen Männern bot sich das gleiche Bild. Unter ihnen hatte sich die See aufgehellt, als wären dort gewaltige Lampen eingeschaltet worden. Ihre Strahlen rissen das Schiff aus dem Dunkel des Meeres. Die Männer entdeckten John Sinclair. Er musste etwas gefunden

haben. Das konnte durchaus der Tresor gewesen sein, von dem er gesprochen hatte, aber was der Geisterjäger da vorhatte, war für Suko nicht zu erkennen.

Zudem nahm ein anderer Vorgang ihm die Sicht. Genau dort, wo sich John Sinclair aufhielt, strahlte ein rotes Licht auf, das die Kraft einer Sonne zu haben schien.

Suko rief den Namen des Freundes, aber der hörte nicht. Er konnte auch nicht hören.

John Sinclair war verschwunden!

Dafür sahen sie den toten Taucher, der durch die Kabine trieb und mit dem großen Helm auf dem Kopf wie ein Monstrum wirkte, das die Schwerfälligkeit eines Reptils besaß.

Captain McLagglen war entsetzt.

»Haben Sie das gesehen, Inspektor? Haben Sie das wirklich gesehen?«

»Ja.«

»Wer war das?«

»Mein Kollege.«

»Klar. Aber wo ist er?«

»Ich weiß es nicht, Captain«, erwiderte Suko mit tonloser Stimme, hob die Schultern und drehte sich weg. »Ich weiß es wirklich nicht. Er war da und ist verschwunden.«

»Als hätte ihn das Wasser aufgelöst.«

Suko nickte. »So ähnlich kann man es bezeichnen.« Er allerdings dachte nicht so sehr an das Wasser, sondern an eine andere Dimension, deren Zugang sich innerhalb des Schiffs befunden hatte.

Der Chinese war ein erfahrener Mann. Es gab zahlreiche Zu- und Eingänge in andere Welten. Sie lagen immer versteckt. Wenn man Glück oder Pech hatte, fand man sie auch.

So wie John…

Noch immer gestattete ihnen die unerklärliche Helligkeit eine gute Sicht in die Tiefe. Sie konnten erkennen, dass das Schiff fast normal auf den Grund gesunken war. Es besaß nur eine geringe Schräglage, und auch die Strömung tat ihm nichts.

Commander Taylor war ebenfalls blass geworden. Er hatte seinen Leuten die Anweisung gegeben, das Schiff nicht aus den Augen zu lassen. Jetzt wandte er sich an Suko. »Haben Sie das gewusst, Inspektor?«

»Nein!«

»Könnte ich denn von Ihnen eine Erklärung bekommen? So etwas ist unnatürlich, das kann es einfach nicht geben, finde ich.«

»Sie haben recht, Commander. Es gibt dafür keine natürliche Erklärung. Nehmen Sie es hin.«

»Aber Sie haben eine Antwort!«

»Möglicherweise.«

»Kann ich die hören?«
»Commander, Sie würden mich unter Umständen für verrückt halten, deshalb möchte ich sie Ihnen nicht geben. Zudem sind es auch nur Vermutungen, die ich anstelle.«
»Aber Ihr Kollege ist weg!«
»Ja, er verschwand!«
Der Commander ballte die Hand zur. Faust und schlug auf seine Handfläche. »Ich sehe, dass er weg ist. Aber ich will, verdammt noch mal, einen Grund dafür wissen oder ein Motiv. Warum ist er verschwunden? Was hat ihn dazu getrieben?«
»Die Kraft, die in dem Schiff lauerte. Damit müssen Sie sich abfinden.«
»Und wenn ich das nicht will?«
»Kann ich daran auch nichts ändern.«
Der Commander holte tief Luft. Er war es wohl nicht gewohnt, auf diese Art und Weise angesprochen zu werden. »Inspektor«, sagte er mit seiner dumpf klingenden Stimme. »Sie können mir viel erzählen, verdammt viel sogar. Ich will Ihnen aber nicht glauben. Ich kann Ihnen nicht glauben. Ich darf es auch nicht. Denken Sie doch mal nach. Ich brauche Erklärungen. Mit dem, was Sie mir gesagt haben, kann ich mich einfach nicht zufrieden geben. Finden Sie das nicht auch?«
»Da stimme ich Ihnen zu.«
»Und?«
»Commander«, sprach Suko mit ruhiger Stimme. »Es gibt Dinge, die sollte man akzeptieren und versuchen, das Beste daraus zu machen. So ist das auch hier. Überlegen Sie nicht zu sehr, denken Sie nicht zuviel nach, es ist besser.«
»Sie wollen nichts tun?«
»Doch, Sir, ich werde etwas unternehmen. Was unter Ihnen abläuft, kann man nur mit dem Wort Magie umschreiben. Begreifen Sie das? Es ist die reine Magie.«
»Nein!«
»Aber Sie akzeptieren die Erklärung?«
»Ich weiß es noch nicht.«
Lagglen hatte zugehört. Er hockte auf einer Taurolle. »Weshalb streiten Sie sich? Gibt es nicht wichtigere Dinge? Wir sollten wirklich zusammenhalten und etwas unternehmen.«
»Dafür bin ich ja!« rief der Commander. Er deutete auf Suko. »Aber dieser Polizist rückt mit keinen Erklärungen und Informationen heraus. Er ist regelrecht verbohrt.«
»Sie sollten uns allerdings aufklären, Suko. Falls Sie etwas wissen.«
»Ich weiß etwas, und ich weiß wiederum nichts«, erwiderte der Inspektor.

»Das ist sehr kompliziert. Ich kann Ihnen sagen, dass John Sinclair wahrscheinlich durch ein Dimensionstor verschwunden ist. Ich vermute, dass es der Tresor ist.«

Commander Taylor starrte Suko erstaunt und auch ärgerlich an. »Das sollen wir Ihnen glauben?«

»Sie haben mich nach einer Erklärung gefragt.«

Taylor bekam einen roten Kopf. »Aber so eine ist doch haarsträubender Unsinn. Dimensionstor! In der Army-Bücherei stehen S.F.-Romane, dort können Sie dann über diese Dinge etwas nachlesen. Aber das gibt es doch nicht in Wirklichkeit.«

»Irrtum, Commander. Es gibt diese Tore.«

»Dann müssten wir also auch durch das Dimensionstor verschwinden können.«

»Den Gedanken verfolge ich, Sir.«

Plötzlich lächelte der Commander. »Wunderbar, Inspektor. Ich wollte schon immer mal ausprobieren, ob die Autoren der Zukunftsgeschichten recht behalten haben. Probieren wir es aus. Wir beide werden tauchen, Inspektor.«

Suko hatte schwere Bedenken. »Meiner Ansicht nach nehmen Sie die Sache zu leicht, Sir.«

»Das bestimmt nicht. Ich habe schließlich einen Mann verloren, für den ich verantwortlich bin.« Er warf einen Blick über die Reling. »Da unten treibt sich irgendwo ein Mörder herum, den wir trotz dieser ungewöhnlichen Beleuchtung noch nicht entdeckt haben. Ich will ihn fangen.«

Suko kam nicht dazu, etwas zu erwidern, weil Taylor sich ruckartig umdrehte und zu der Stelle eilte, wo die Taucheranzüge lagen.

Er ließ einen ziemlich wütenden Suko zurück, dem die Entwicklung der Dinge überhaupt nicht gefiel. Erst die unerklärliche Sache mit John Sinclair und jetzt das Benehmen des Commanders. Das lief alles in die verkehrte Richtung.

Er trat wieder dicht an die Reling und warf einen Blick in die Tiefe.

Obwohl der zentrale magische Vorgang beendet war, hatte sich das ungewöhnliche Licht gehalten. Suko kam das Schiff vor, als würde es von zahlreichen Lampen angestrahlt. Was John Sinclair gemeldet hatte, erkannte er nun mit eigenen Augen.

Das Schiff war leer!

Normalerweise hätte er die Leichen der Besatzungsmitglieder sehen müssen, nicht ein Körper trieb durch die unterirdische Strömung. Die Männer waren und blieben verschwunden.

»Es ärgert Sie, nicht wahr?« vernahm er die Frage des Captains.

»Ja.«

»Taylor befiehlt hier!«

»Leider. Ich habe ja nichts gegen ihn, nur ist er sich der Gefahr nicht

bewusst, in die er sich begibt. Seine Aktion kann lebensgefährlich sein, glauben Sie mir.«

»Wenn Sie das sagen«, murmelte der Captain. »Und Sie haben das mit dem Dimensionstor tatsächlich ernst gemeint?« hakte er noch einmal nach.

»Das habe ich.«

»Wie kann es das geben?«

»Sorry, Captain, fassen Sie es nicht als einen persönlichen Angriff auf, aber ich kann jetzt darüber nicht reden, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Das glaube ich Ihnen. Entschuldigen Sie.« Captain McLagglen wandte sich ab.

Commander Taylor stand mit seinen Leuten zusammen und redete auf sie ein. Was sie sprachen, hörte Suko nicht. Hin und wieder wurde ihm ein skeptischer Blick zugeworfen.

Einer der Soldaten half seinem Vorgesetzten, in den Taucheranzug zu steigen.

»Wollen Sie nicht auch, Inspektor?«

»Ich lasse Sie nicht allein tauchen, keine Sorge, aber ich möchte Sie bitten, es sich noch einmal zu überlegen. Was Sie vorhaben, ist gefährlich.«

»Ich weiß es selbst. Und wenn Sie nicht mitmachen, werde ich es selbst in die Hand nehmen. Das ist der reine Wahnsinn. Ich kann doch die Geschehnisse nicht so einfach hinnehmen. Da ist etwas falsch gelaufen, und das will ich herausbekommen. Sagen Sie mir, wo die Leichen sind, Inspektor? Auch durch dieses komische Dimensionstor verschwunden?«

»Möglicherweise.«

»Nein, das glaube ich Ihnen nicht.« Er deutete auf die Winde. »Sinclair ist weg. Er hätte durch die Schläuche mit unserem Schiff Verbindung haben müssen. Und was ist geschehen? Nichts! Aufgelöst haben sich die Dinge. Ich sehe sie nicht mehr, ich finde sie nicht. Dieses Rätsel werde ich lösen. Ob Sie wollen oder nicht.«

Commander Taylor war stur, das sah Suko ein. Deshalb hatte es keinen Sinn, mit ihm noch weiter über das Thema zu reden. Suko blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls nach einem Taucheranzug zu greifen.

»Sir, da stimmt etwas nicht!«

Einer der Soldaten hatte an der Backbordseite gestanden und in die Tiefe geschaut. Mit seinem Ruf war der Commander gemeint worden, der sofort zu seinem Untergebenen kam.

»Was ist denn los?«

»Sir, auf dem Schiff hat sich etwas bewegt!«

Dieser letzte Satz hatte auch Suko aufhorchen lassen. Er ging

ebenfalls zu den beiden Männern und folgte ihren Blicken. Noch sah alles normal aus. Die Lage des Schiffes hatte sich nicht verändert, und Taylor reagierte gereizt, als er fragte: »Was haben Sie denn nun gesehen oder entdeckt, Higgins?«

»Leichen!«

»Wie?«

»Die Besatzung, Sir. Das müssen welche von der Besatzung gewesen sein. Ich kann es mir sonst nicht vorstellen.«

Der Commander lachte. »Jetzt sagen Sie nur noch, die Leichen lebten.«

Der Soldat bekam einen roten Kopf. »Ich hatte den Eindruck, Commander, dass sie nicht tot waren.«

Taylor öffnete den Mund, um zu einer scharfen Gegenrede anzusetzen, aber Suko war schneller. »Das kann durchaus sein, Commander. Auch Zombies gibt es.«

»Jetzt ticken Sie nicht richtig, Inspektor!«

»Commander, da!«

Durch den Ruf des Soldaten wurden die beiden Männer abgelenkt. Der Mann zeigte schräg in die Tiefe. Seine Hand zitterte ein wenig, denn mittschiffs hatte sich, durch welche Kraft auch immer, eine der Ladeluken geöffnet. In dem entstandenen Gegenstrom schoben sich diejenigen Wesen aus dem Schiffsbauch, die einmal zur Besatzung gehört hatten. Tote!

Lebende Tote, auch Wasser-Zombies genannt…

***

Was sind schon Gefühle gegen die Ströme oder die Kräfte der Zeit?

Nichts. Menschliche Regungen wurden auf ein Minimum reduziert. Eine andere Kraft war stärker. Sie schaffte es, die Leute unter Kontrolle zu halten, die in ihr Reich eindrangen und zwangsläufig ihren Gesetzen folgen mussten.

So auch jetzt.

Ich selbst konnte nichts mehr tun. Das Dimensionstor hatte mich geschluckt. Was jenseits davon lag, eine andere Welt, die Zukunft oder die Vergangenheit, das alles war plötzlich zweitrangig geworden. Ich musste diesen Gesetzen folgen.

Es gab kein Wasser mehr, es gab keinen Taucheranzug, keine Schläuche, keine Fische, kein Schiff.

Die Welt, in der ich mich befand, war eine völlig andere, ebenso wie die Zeit, denn der Palast, den ich auf einer flachen Hügelkuppe in der Ferne sah, erinnerte in seiner Architektur an die Bauwerke, die vor unserer Zeitrechnung errichtet worden waren. So hatten die alten Griechen oder Römer gebaut. Aber auch die Atlanter, deren Kultur nicht sehr von denen der Römer und Griechen abwich.

Vorsintflutliche Zeit…

Dieser Begriff kam mir automatisch in den Sinn. Ja, das Dimensionstor musste mir den Weg dorthin freigegeben haben.

Es war ja nicht das erste Mal, dass so etwas hinter mir lag, deshalb hielt sich mein Staunen in Grenzen. Ich reagierte, nachdem ich die erste Verwunderung abgeschüttelt hatte, kalt und nüchtern. Zunächst tastete ich mich selbst ab.

Ich trug eng anliegende Kleidung und Schuhe, die kaum den Namen verdienten. Das Kreuz war vorhanden und auch der Dolch, aber die Beretta hatte ich nicht mitgenommen. Ich musste mich also mit diesen beiden Waffen durchschlagen, wenn es hart auf hart kam.

Das Gelände wurde von einer hellen Sonne bestrahlt. Ihrem Stand nach zu urteilen, hatten wir Nachmittag, und die Landschaft in meiner unmittelbaren Nähe erinnerte mich an eine Wüste, in der hin und wieder karger Bewuchs das Einerlei auflockerte.

So war es nicht ganz so trostlos. Ich peilte den in der Nähe liegenden Hügel an und machte mich auf den Weg. Beim Gang dorthin spürte ich jeden Stein unter den Sohlen, so dass das Marschieren in diesen hauchdünnen Schluffen wirklich kein Vergnügen war.

Am ersten Ziel angelangt, legte ich eine kurze Verschnaufpause ein.

Mein Blick war jetzt besser. Nicht allein das Bauwerk thronte auf dem Hügel, in seinem Schlagschatten und an den Hängen hatten zahlreiche Häuser und Hütten ihre Plätze gefunden, so dass ich eine kleine namenlose Stadt vor mir sah.

War ich in Atlantis?

Der Gedanke lag nahe, wenn ich mir die Umgebung anschaute, aber ich sah keine Verbindung zu diesem geheimnisvollen Kontinent, dessen Untergang ich miterlebt hatte.

Nein, Atlantis kam nicht in Frage. Das hier musste die babylonische Zeit sein, so zwischen 1000 und 950 vor Christo. Damals hatte ja Salomo regiert, der auch Salomo der Friedliche genannt wurde. Möglicherweise hatte ich jetzt die Chance bekommen, festzustellen, ob Salomo tatsächlich so friedlich gewesen war.

Weit im Osten sah ich die klaren Schatten eines Gebirgszuges. Über ihm stand der blaue Himmel, auf dem sich nicht eine Wolkeninsel zeigte.

Die Luft war aufgeheizt worden. Sie flimmerte und schien zwischen dem Untergrund und dem Himmelblau regelrecht zu tanzen. Ich konnte nicht einmal erkennen, ob in der Stadt Betrieb herrschte. Wahrscheinlich hatten sich die Menschen in die Häuser zurückgezogen und würden erst hervorkommen, wenn die Schatten länger wurden.

Bis zum Abend wollte auch ich die fremde Stadt erreicht haben, und so machte ich mich auf den Weg. Quer durch das Gelände lief ich.

Nach einer weiten, mit heißer Luft erfüllten Senke, die schon einer Bratpfanne glich, erreichte ich die Straße oder den breiten Weg, der direkt zum Tempel und zur Stadt führte.

Der Tempel war einfach nicht zu übersehen. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, dass ich einen der beiden berühmten Tempel Salomos vor mir hatte.

Der König war berühmt geworden durch den Bau des großen Tempels auf dem Berge Moria. Anschließend hatte er noch einen herrlichen Palast auf dem Berg Zion errichtet.

Welchen der beiden ich sah, konnte ich nicht sagen. Ich tippte aber auf den Palast.

Furcht verspürte ich keine, aber eine gewisse Erwartung konnte ich nicht leugnen. Es war ja ein Novum für mich, wenn ich daran dachte, dass ich möglicherweise den Mann sehen würde, der einmal mein Kreuz getragen hatte. König Salomo war wiedergeboren worden. Dies zog sich nun quer durch die Zeiten hin, und der vorläufig letzte in dieser Reinkarnationskette war ich.

Dazwischen gab es noch Richard Löwenherz und Hector de Valois, beides Persönlichkeiten, die auch mit den geheimnisvollen Templern zu tun gehabt hatten.

Bei König Salomo würde ich dies vergeblich suchen. Zu seiner Zeit hatte es die Templer noch nicht gegeben.

Da der Weg nicht immer eben verlief, verlor ich hin und wieder die kleine Stadt aus den Augen. Ich war wohl der einzige, der sich zu Fuß auf den Weg machte, bis ich hinter mir plötzlich so etwas wie Hufgetrappel vernahm.

Es gab wenige Stellen, um sich zu verbergen. Ich lauschte einen Moment und stellte fest, dass es sich, den Geräuschen nach zu urteilen, um nur einen Reiter handeln konnte.

Den wollte ich sehen.

Neben der Straße setzte ich mich auf einen Stein und schaute nach rechts. Dort musste der Reiter auftauchen.

Es dauerte einige Zeit, bis ich das Tier entdeckte. Es war ein staubgrauer Esel, der von einem in ein langes Gewand gehüllten Mann geritten wurde. Der Reiter schien zu schlafen. Er hockte schräg auf dem Rücken des Esels, sein Kopf war zur Seite gesunken. Bei jedem Schritt des Esels schaukelte sein Körper wie auf einem Schiff.

Da der Esel keinerlei Anstalten traf, anzuhalten, stand ich auf und stellte mich mitten auf den Weg.

Schwarze, dicke Fliegen umschwirrten den Kopf des Tieres, das mich aus großen Augen anschaute. Es hatte sein Maul geöffnet, die Zunge hing heraus.

Der schlafende Mann merkte wohl, dass ihm der Rhythmus fehlte, er seufzte auf und hob den Kopf. Gleichzeitig öffnete er die Augen. Sein

direkter Blick traf mich. Ich nickte ihm zu.

Staunen zeichnete sein Gesicht. Der Mann war nicht mehr der jüngste.

Er besaß einen wesentlich dunkleren Teint als ich. Die Augen waren von einer intensiven braunen Farbe, die Wangenknochen standen ziemlich hoch, und seine Haut wirkte dünn.

Wie einen Geist starrte er mich an. »Wer bist du?«

Ich verstand seine Sprache, als hätte ich sie von Kindesbeinen an gelernt. Es war Hebräisch.

»Ich heiße John Sinclair!«

Seine Augen nahmen einen fragenden Ausdruck an. Er wirkte wie jemand, der scharf nachdachte, aber zu keinem Ergebnis kam. »Ich kenne einen solchen Namen nicht. Er ist so anders.«

»Ich bin auch nicht von hier.«

Neugierig schaute er mich an. »Kommst du von weit her?«

»Das kann man sagen.«

»Dann mußt du einer derjenigen sein, die jenseits des großen Wassers ihre Heimat haben.«

»Stimmt.«

Er lächelte mir zu. »Von diesen Menschen wurde viel gesprochen, wir haben sie nie gesehen.«

»Wer seid ihr denn?«

»Wir gehören zum Volk des weisen Salomo.«

Das hatte ich mir schon gedacht, also war ich auf der richtigen Spur.

»Und der Tempel auf dem Hügel, hat er einen Namen?«

»Es ist der Palast von Zion.«

»In dem euer König wohnt?«

»So ist es, Fremder. Salomo ist der Weise, der Gütige, der Mensch, der keine Kriege will.«

»Das will ich auch nicht.«

»Wenn du in friedlicher Absicht kommst, bist du willkommen. Ich aber nahm an, dass du zu den anderen gehörst, die das Zeichen des Königs durch ihre grausamen Götzen beschmutzt haben und in die Stadt unterhalb des Tempels eingedrungen sind.«

»Welche meinst du damit?«

»Die Diener Baals.« Der Mann hob plötzlich seine Stimme an. »Aber sie werden sich irren, denn das Heilige Feuer König Salomos wird sie vernichten und verfluchen, so dass sie für alle Zeiten in den Sphären der Unterwelt wandeln. Sie werden es nicht schaffen, den König vom Thron zu stürzen, obwohl sie sich gegen ihn verschworen haben.«

Das waren ganz andere Perspektiven. Baal kannte ich. Dieser Götze gehörte zu meinen besonderen Freunden. Ich hatte mit ihm noch ein Hühnchen zu rupfen.

In alter Zeit war er wohl der Mächtigste gewesen, hatte zahlreiche

Diebe besessen und sein Ruf war auch in unseren Kultur kreis gedrungen, wie ich vor einigen Monaten hatte feststellen können, als es darum ging, dass ich meinen Dolch zurückbekam.

»Du weißt sehr gut Bescheid.«

Der Mann nickte. »Ja, das muss ich. Auch wenn das Land friedlich ist, so hat es doch zahlreiche Ohren und Augen, die alles sehen. Aber auch wir sind nicht blind. Wir können ebenfalls schauen, doch wir behalten es für uns.«

»Ihr tut nichts gegen Salomos Feinde?«

Da lächelte er schmerzlich und erwiderte: »Wir würden es gern, aber wir benötigen seine Einwilligung.«

»Gibt er euch die nicht?«

»Nein, er kann es nicht, denn er befindet sich auf einer Reise durch das Land.«

»Wann kommt er zurück?«

»Niemand weiß es. Wir alle hoffen, dass es noch vor der Verschwörung sein wird.«

»Und woher kommst du?« wollte ich wissen.

Der Mann deutete in die Runde. »Ich bin nur ein Bote, der sich umschauen will. Ich habe versucht, Hilfe zu holen, aber man ließ mich im Stich. In den anderen Städten frönt man dem leichten Leben, den schönen Künsten, dem Gesang, dem Spiel…«

»An die Feinde denkt man nicht?«

»Man verdrängt es. Bestimmt haben sich auch an den übrigen Orten die Diener Baals zusammengefunden, aber für uns ist der Palast wichtig.«

Ich habe es im Laufe der Zeit gelernt, Menschen richtig einzuschätzen.

Dieser Mann vor mir war kein Lügner. Er meinte es ehrlich, und deshalb fragte ich ihn, ob ich ihn und seine Verbündeten im Kampf gegen die Diener Baals unterstützen dürfte.

Nachdenklich schaute er mich an. »Du bist ein guter Mensch, auch wenn du fremd bist. Du strahlst etwas aus, das ich sogar von unserem König kenne. Ich weiß nicht, was es ist, aber diese Strahlung lässt mich hoffen. Wir nehmen deine Hilfe an, Fremder vom anderen Ufer des großen Wassers.«

»Es freut mich, und ich sehe es als eine Ehre an. Nur möchte ich gern deinen Namen erfahren. Dass du ein Bote bist, weiß ich, aber sicherlich kein Namenloser.«

»Nein, ich heiße Jonas.«

»Es klingt fast wie meiner.«

»Wir müssen uns beeilen«, sagte er, wobei er einen Blick auf die Sonne warf. »Vor der Dunkelheit möchte ich noch in der Stadt sein, denn dann kommt ihre Stunde.«

»Du meinst die der Baal-Diener?«
»So ist es.«
Ich hatte bisher vor ihm gestanden und schritt nun an die linke Seite des Esels.
»Schafft er es, auch mich noch zu tragen?«
»Du kannst aufsteigen.«
Das tat ich. Vor mir sah ich den gekrümmten Rücken des Mannes. Das Gewand war aus einem sandfarbenen Stoff geschneidert, der mich an Leinen erinnerte. An der Schulter hielt ich mich fest, denn der Esel setzte sich schaukelnd in Bewegung. Mit einer schmalen Gurte hatte ihn Jonas gegen die Planke geschlagen.
Besser schlecht geritten, als gut gelaufen. Dieses Sprichwort bewahrheitet sich auch in diesem Fall. In der Hitze tat das Gehen überhaupt nicht gut. Zwar brannte die Sonne auch auf meinen Körper, aber ich selbst strengte mich nicht mehr an.
Die Hufe des Tieres wirbelten den Staub in die Höhe.
Es war kaum zu fassen. Da ritt ich durch eine Zeit, die mehr als Jahre zurücklag, und wurde mit den gleichen Dämonen konfrontiert, wie ich sie aus der Gegenwart her kannte.
Baal!
Hier im Orient besaß er seinen Ursprung. Die Abtrünnigen des Stammvaters Abraham hatten ihn schon als Götzen verehrt und waren um das goldene Kalb herumgetanzt, als das Baal auch bezeichnet worden war.
Baal und Salomo. Sie waren wie Feuer und Wasser. Eigentlich hätte ich es wissen müssen, dass beide aufeinander trafen, doch hätte ich nie gedacht, dass man mich in diese Konfrontation mit hineinziehen würde.
Wie hatte sich doch alles verändert.
Ich spürte auch Müdigkeit und hatte mich inzwischen an den Laufrhythmus des Esels gewöhnt. Fast wie von selbst fielen mir die Augen zu. Ich kippte noch gegen den Rücken meines Vordermannes, dem dies nichts ausmachte, denn er ließ mich in dieser Haltung.
Traumlos glitt ich in einen tiefen Schlaf hinein. Wie lange er gedauert hatte, ließ sich nicht feststellen. Jedenfalls schreckte ich hoch, als der Esel plötzlich stand.
»Was… was ist denn?« Ich hob ruckartig den Kopf und wischte durch meine Augen.
»Gefahr!«
»Wo?« Es war eine dumme Frage und nur mit der Tatsache zu entschuldigen, dass man mich soeben aus dem Tiefschlaf gerissen hatte.
Jonas glitt vom Eselrücken, und auch ich stellte mich neben das Tier.
Die Umgebung hatte sich kaum verändert. Allerdings war die Sonne

tiefer gesunken. Die kargen Wüstengewächse warfen erste Schatten, wie auch die Häuser der Stadt, während der darüber gelegene Palast noch im hellen Sonnenlicht lag.

An der linken Seite zog sich ein Hang in die Höhe. In der Nähe musste es Wasser geben, denn der Hang war bewachsen. Kleine, palmenartige Gewächse schimmerten in einem satten Dunkelgrün.

»Wen erwartest du denn?«

Jonas hob die Schultern. »Baals Augen sind überall. Er ist sehr mächtig, denn er hat Salomos Sigill entweihen können. Hier herrscht Magie.«

»Meinst du das Hexagramm, das Großsiegel Salomons?« hakte ich nach.

»So ist es.«

»Wie haben sie es entweiht?«

»Ich weiß es leider nicht«, flüsterte Jonas. »Man spricht davon und auch nur hinter vorgehaltenen Händen.«

»Dann hat der Götze Baal wohl eine sehr große Macht.«

»Sie ist seit Abraham nicht kleiner geworden«, bekam ich zur Antwort.

Ich dachte schon praktischer und schaute nach links, wo mir der Hang seine bewachsene Seite zeigte. Dort stand das Gebüsch tatsächlich so dicht, dass sich leicht jemand dahinter verbergen konnte.

»Ich werde dort nachschauen«, erklärte ich meinem Begleiter, doch der hatte Einwände.

»Nein, das las lieber. Du wirst gegen sie nicht ankommen. Sie sind mächtig, Baal hatte ihnen Kraft gegeben. Sie können Dinge, die uns Menschen über sind.«

»Besitzen sie Waffen?«

»Vielleicht…«

»Trägst du welche bei dir?«

»Ich bin ein friedlicher Mensch und ganz im Sinne Salomos erzogen. Meine schärfste Waffe ist der Mund. Damit verteidige ich mich.«

»Das ist sehr lobenswert, nur helfen in gewissen Situationen Worte leider nicht mehr.«

»Las uns vorsichtig weitergehen. Es ist nicht weit bis zur Stadt. Möglicherweise unterlag ich auch einer Täuschung.«

Leider hatte er sich nicht geirrt.

Wir hatten kaum ein paar Schritte zurückgelegt, als vor uns und auf der gesamten Breite der staubigen Straße die Erde ruckartig an drei verschiedenen Stellen aufbrach und das aus dem Boden hervorschnellte, was bisher darin verborgen geblieben war.

Baals Diener!

Menschen zwar wie Jonas und ich, doch ihnen war anzusehen, dass

sie zur anderen Seite gehörten.
Sie trugen graue Kutten, besaßen eine ebenfalls graue Haut und waren auch bewaffnet. Aus ihren Händen schauten scharfe, leicht gekrümmte Säbelklingen aus grünem erstarrtem Licht…

***

Jonas, der Bote, streckte seinen Arm aus, während er gleichzeitig einen Schritt zurückging. »Wir werden die Stadt nicht mehr erreichen. Diese drei vernichten uns.«
Da war ich anderer Ansicht. Ich packte Jonas und schob ihn zurück, bis er neben seinem Esel stand. »Du wirst dich nicht von der Stelle rühren, ich übernehme sie.«
»Aber sie sind…« Was er noch alles erzählte, interessierte mich nicht mehr, die drei vor mir waren wichtiger.
Zum Glück trug ich unter meiner trikotähnlichen Kleidung noch das Kreuz und den Dolch. Auf das Kreuz wollte ich vorerst verzichten, der Dolch, den mir Baal einmal abgenommen hatte, sollte gegen diese drei Diener seine Pflicht tun.
Er wirkte lächerlich, verglich man ihn mit der Länge der Säbelklingen, aber er besaß Macht.
Ich schleuderte ihn.
Ein harter, gezielter Wurf. Im Sonnenlicht schuf der Dolch einen flirrenden Reflex, als er durch die Luft jagte und in der Brust des Mittleren sein Ziel fand.
Bis zum Heft verschwand der Dolch im Körper und der Griff flammte auf wie ein explodierender Stern, dazwischen leuchtete in einer grünen Zickzack-Linie noch die Säbelklinge, aber einsetzen konnte der Baal-Diener diese Waffe nicht mehr.
Er war vergangen.
Auf dem Rücken lag er, bewegte sich nicht mehr, und aus seinem offenen Mund drang weißlicher Rauch.
Da ich mit diesem Erfolg gerechnet hatte, die anderen beiden aber nicht und dementsprechend überrascht waren, bewegte ich mich bereits, als die anderen noch starr, standen.
Ich hechtete auf den Dolch zu, riss ihn aus dem Körper des Toten und sah den grünen Schein, der auf mich zuwischte.
Ich warf mich zur Seite und prellte dabei gegen die Beine des Götzendieners, der hatte schlagen wollen.
Der Lichtsäbel pfiff an mir vorbei, ich aber drehte mich auf dem Boden liegend und stieß meinen Arm schräg in die Höhe, genau in den Augenblick, als sich mein Gegner wieder drehte und aus seinem Mund ein dumpfer Laut drang.
Er hielt den Säbelgriff mit beiden Händen fest, wollte mit einem Schlag alles aus der Welt schaffen, aber die Dolchklinge war schneller.

Sie traf ihn zielgenau.

Er wankte zurück. Das Schwert in seiner Hand schmolz zusammen. Als dicke Tropfen klatschte das Zeug in den Staub.

Ich hatte den Dolch wieder aus der Wunde gezogen, sah den dritten, der auf Jonas zulief, um ihn zu erwischen.

Ich zielte, schrie und schleuderte die Waffe.

Bevor Jonas sein Leben unter dem Säbelstreich verlieren konnte, wuchtete die Klinge in den Rücken des Wegelagerers. Er stolperte nach vorn, wollte sich noch an der kurzen Mähne des Esels festhalten, doch da hatte ihn die Kraft bereits verlassen.

Sehr langsam sackte er in die Tiefe. Seine Hände rutschten ab, und er prallte bäuchlings in den Staub, wo er sich nicht mehr rührte. Auch diesmal nahm ich den Dolch wieder an mich und ließ ihn vor den starren Augen meines Begleiters verschwinden.

»Das war es dann wohl«, sagte ich.

Jonas staunte nur, schüttelte den Kopf und fragte: »Wer bist du?«

»Das habe ich dir gesagt.«

»Ja, aber du hast mir nicht die volle Wahrheit verraten. Ich spürte es, du bist ein Besonderer. Du hast etwas an dir oder trägst etwas bei dir, das einmal eine sehr große Bedeutung haben wird. Was ist John? Was besitzt du?«

»Nicht viel.«

»Sag es mir.«

Ich legte dem wesentlich kleineren Jonas eine Hand auf die Schulter.

»Später werde ich es dir sicherlich sagen und auch zeigen können. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt. Ich möchte in die Stadt hinein, und dir wird es doch ebenso ergehen.«

»Das stimmt.«

»Dann las uns reiten.«

Nacheinander stiegen wir auf den Rücken des Esels. Wieder einmal wunderte ich mich über das Tier. Es zeigte sich überhaupt nicht störrisch und ging brav seinen Weg.

Jonas saß wieder vorn. Ich hörte ihn laut atmen. Sicherlich war er innerlich aufgewühlt. »Eines habe ich gemerkt«, sagte er. »Seit wir zusammen sind, sehe ich wieder den Streifen Hoffnung am Himmel. Salomo selbst befindet sich nicht in der Stadt und im Tempel. Ich aber bin sicher, dass du ihn vertreten wirst.«

Ohne zu wissen, dass ich praktisch einer der Nachfolger des Königs war, hatte er genau ins Schwarze getroffen. »Ja«, erwiderte ich mit einem Lächeln auf den Lippen, »das ist schon möglich…«

***

»Wasser-Zombie!« wiederholte der Commander. »Verdammt, wissen Sie, was Sie da gesagt haben?«

»Sicher!«
»Und wo kommen die her?«
»Aus dem Schiffsbauch«, erklärte Suko trocken.
»Verdammt, das habe ich gesehen!« Taylor deutete zitternd gegen die Oberfläche. »Diese Brut muss doch irgendwo ihren Ursprung gehabt haben.«
Suko blieb bei seiner Ausdrucksweise. »Sie haben recht. Von nichts kommt nichts. Doch ich bin im Moment überfragt. Tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen.«
Taylor nickte heftig. »Sie machen mir Spaß, verdammt. Die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können.«
»Halten Sie ihre Leute an, Wache zu halten«, sagte Suko.
»Möglicherweise kapern sie das Schiff.«
»Wir sind noch immer schneller.«
»Sicher, ich möchte trotzdem in der Gegend bleiben.«
»Wegen Sinclair?«
»Ja, auch das!«
Taylors Lachen hörte sich an wie ein Bellen. »Das glauben Sie doch selbst nicht. Was wollen Sie von Sinclair denn noch finden? Nichts mehr, der ist fertig, verschwunden, tot, ein für allemal. Mich interessiert vorrangig, wie ich diese Brut vernichten kann, wenn sie es tatsächlich wagen sollte, an Deck zu klettern.«
»Schießen Sie!«
»Mehr nicht!«
»Nein.« Sukos Gesicht war hart geworden. »Versuchen Sie, die Köpfe zu treffen.«
»Aha.«
Taylor gab die entsprechenden Befehle. Suko aber schaute sich den Weg der Wasser-Zombies an. Noch immer war das Schiff und dessen unmittelbare Umgebung erhellt, so dass der Inspektor einen guten Durchblick in die Tiefe besaß. Das Wasser kam ihm manchmal vor wie träges Glas, durch das sich mühsam die Zombies bewegten. Ob es überhaupt Zombies waren, stand noch nicht fest. Sie selbst paddelten weder mit den Armen noch den Beinen. Allein die Strömung trieb sie voran.
Die Wesen bewegten sich in einer unterschiedlichen Höhe. Sie schwammen über- und untereinander, trieben gegeneinander, stießen sich ab und glitten in verschiedene Richtungen weiter.
Aus der Luke drang kein Nachschub mehr. Sämtliche Besatzungsmitglieder hatten das Schiff verlassen. Wie sie umgekommen waren, wusste Suko nicht. Er zählte nach und kam auf rund zwanzig.
Manche, die bereits mehr der Oberfläche entgegenschaukelten, wurden auch von der Strömung auf den Rücken gedreht, so dass Suko

die dunklere Haut erkennen konnte.

Dunkel und verbrannt!

Wie dieser eine Amokläufer, den sie in der Absteige gestellt hatten. Sie alle mussten das gleiche Schicksal hinter sich haben.

Die vier Soldaten hatten sich an den strategisch wichtigen Stellen des Schiffes aufgebaut. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet und warteten darauf, dass einer der Seeleute an die Oberfläche getrieben wurde.

Noch schaukelten sie unter Wasser.

Captain McLagglen wandte sich an den Inspektor. »Wir könnten auch von hier verschwinden.«

»Richtig. Nur wenn es sein muss. Ich will sie auch nicht unbedingt an Bord haben.«

»Kann ich verstehen. Das würde mir auch stinken.«

»Eben!«

Commander Taylor war nervös. Er sagte zwar nichts, aber er lief mit festen und harten Schritten über das Deck. Dabei schaute er stets in das gläsern wirkende Meer hinein, um die Wege der Leichen zu verfolgen.

»Die müssen tot sein!« flüsterte er, als er sich einmal in Sukos Nähe befand. »Es gibt keine andere Erklärung.«

»Hoffen wir es!«

»Sie sprechen, als hätten sie mit den Zombies Erfahrung.«

»Habe ich auch, aber das ist ein anderes Thema. Sind Sie bereit, mir Rückendeckung zu geben?«

»Immer. Was haben Sie vor?«

Suko ging zum Heck, wo sich auch die Schlauchboote befanden. Er hob eines hoch und nickte dem Wasser entgegen. »Ich möchte mir die Toten aus der Nähe ansehen.«

»Sie wollen ins Boot?«

»Entgegenschwimmen will ich Ihnen nicht.«

Taylor verzog das Gesicht. »Sie sind gut, Mann, aber wie Sie meinen. Ich halte Sie nicht auf.«

Suko schleuderte das Boot ins Wasser. Durch eine Leine war es noch mit dem Mutterschiff verbunden. Das Schlauchboot besaß eine Automatik und blies sich von selbst auf.

Der Commander selbst holte es noch näher an das Schiff heran, so dass Suko über eine Bordleiter hineinstiegen konnte. »Leine los!« rief er und legte sich die Paddel zurecht.

Man warf ihm die Leine zu. Eine Welle dünte heran und trennte beide Boote voneinander. Im Gesicht des Commanders stand zu lesen, dass er Sukos Tun für Wahnsinn hielt, doch er gab keine weiteren Kommentare.

Und die Toten trieben höher…

Suko konnte sie unter sich in dem erleuchteten, glasigen Wasser sehen, wie sie immer weiter in die Höhe schaukelten. In welcher Tiefe sich die meisten von ihnen aufhielten, war für Suko schlecht zu schätzen. Das Wasser verzerrte die Entfernungen.

Der Wind fuhr warm gegen sein Gesicht. Wellen rollten gegen die Bordwand und schleuderten ihre glitzernden Tropfen gegen den Chinesen.

Noch immer bewegten sich die Leichen nicht aus eigener Kraft. Dieser unter Suko liegende schaukelnde Seefriedhof bot ein Bild des Schreckens. Keine Gestalt sah aus wie eine, die lange im Wasser gelegen hatte. Die Gesichter und die Haut wirkten nicht aufgeschwemmt, nur eben verkohlt. An den Körpern klebte die Kleidung. Auch das Wasser schaffte es nicht, sie zu lösen.

Suko veränderte seine Haltung und kniete sich hin. Die Entfernung zwischen ihm und dem Mutterschiff vergrößerte sich.

Commander Taylor stand an der Heckplattform und hielt ein Megaphon vor seine Lippen. »Kommen Sie zurück, Inspektor. Das hat alles keinen Sinn. Sie werden keinen Erfolg erzielen!«

»Ich muss mir die Leichen genauer ansehen!« rief Suko.

»Aber sie leben nicht!«

Der Inspektor winkte ab. Zudem hatte er gesehen, dass sich ein Toter seinem Schlauchboot genähert hatte. Suko beugte sich nach Backbord über, stach das Paddel in das Wasser und konnte die Leiche bereits berühren. Ob es dieser Kontakt gewesen war oder ein anderes Ereignis, wusste Suko nicht zu sagen, denn die Leiche kippte plötzlich nach hinten weg und stellte sich dann aufrecht.

Der Auftrieb drückte sie noch höher, so dass sie plötzlich mit dem Kopf aus dem Wasser schaute.

Ein schwarzes Gesicht mit tiefen Augenhöhlen, in denen es weißlich schimmerte. Der Tote sank nicht mehr tiefer. Er blieb in seiner senkrechten Haltung, und sein Schädel tanzte wie ein Korken auf den Wellen, in deren Rhythmus er sich auch bewegte.

Als die nächste Welle anrollte, hatte Suko Glück. Sie trieb ihn und das Boot haargenau auf den Toten zu, so dass sich beide berührten. Diese Chance ließ sich Suko nicht entgehen. Er krallte seine rechte Hand in die nassen, graugrün und strähnig wirkenden Haare, aber auch jetzt erfolgte keine Reaktion.

So paradox es sich anhörte. Die Leiche blieb tot. Suko ließ sie wieder los und spülte seine Hand ab.

Vom Schiff her hatte man ihn beobachtet. »Und, Inspektor, haben Sie Erfolg gehabt?«

»Ja!«

»Kommen Sie dann zurück?«

»Sicher!«

Der Inspektor paddelte so weit, bis er die günstige Entfernung für einen Leinenwurf besaß. Er fing sie geschickt auf und ließ sich an das Heck ziehen. Über die Leiter kletterte er wieder nach oben. Zwei Soldaten holten das Schlauchboot an Bord.

Taylor grinste ihn scharf an. »Vorhin habe ich ja eine Gänsehaut bekommen, aber die ist verschwunden. Ich kann auch nicht glauben, dass Sie Erfolg mit Ihrer Mission gehabt haben.«

»Sie irren sich, Commander. Ich habe nämlich festgestellt, dass wir es bisher nicht mit Zombies zu tun haben, also nicht mit lebenden Toten. Darüber können wir froh sein.«

Taylor winkte ab. »Ich glaube nicht an diese komischen Zombies. Das sind normale Seeleute, auch wenn sie so verbrannt sind. Möglicherweise ist auf dem Schiff etwas explodiert, und es hat ein Feuer gegeben.«

»Das hätten wir feststellen können«, widersprach Suko. »Das Schiff war unbeschädigt, als es sank. Nein, Commander, dieser makabre und unheimliche Vorgang besitzt andere Hintergründe, sogar andere als wir uns vorstellen können.«

Der Offizier hob nur die Schultern. »Und was wollen Sie jetzt unternehmen. Noch immer bleiben?«

»Sicher.«

»Was hat das für einen Grund?« Suko deutete auf das Wasser. »Dort schwimmt er. Diese Leichen sind nicht umsonst erschienen. Es muss ein Motiv geben, und das will ich herausfinden. Mehr nicht.«

McLagglen kam. »Ungewöhnlich ist es schon, Commander. Ich habe sie ja die gesamte Zeit über beobachtet, und schauen Sie mal genau hin, was dort passiert ist.«

Nicht nur Taylor sah auf das Wasser, auch Suko tat es, und sein Eindruck verstärkte sich.

Die Leichen hatten etwas vor. Kein Toter schwamm mehr unter Wasser.

Die Strömung hatte allesamt an die Oberfläche gespült, wo sie in einer senkrechten Haltung standen und nur ihre Köpfe aus dem Wasser schauten. Die Gesichter wirkten wie makabre Bojen, in denen die Augen als helle Flecken leuchteten.

»Darin liegt System«, erklärte der Captain. »Wenn Sie genau hinschauen, werden sie feststellen, dass diese Bande aus Toten unser Boot eingekreist hat.«

Suko nickte zu den Worten. »Ja«, sagte er dann. »Sie haben recht. Und ich frage mich, aus welchem einen Grund sie das getan haben.«

Selbst Commander Taylor, der sonst nie um eine Antwort verlegen war, schwieg diesmal. Er starrte verbissen vor sich hin…

***

Es war bei diesem einen Zwischenfall geblieben. Unangefochten erreichten Jonas und ich die für mich fremde Stadt, wo das große Stadttor bereits einen langen Schatten auf den mit gelblichem Staub bedeckten Boden warf.

Vor dem Stadttor hielt sich keine Wache auf. Einige Händler hatten ihre Stände aufgebaut und warteten auf Käufer. Ich sah frisches Obst, Feigen, Datteln, aber auch Apfelsinen und Nüsse. Mit Öl gefüllte Krüge standen ebenso bereit wie kostbare Tücher oder geschnitzte Waffen.

Schon diese Händler gaben mir den Eindruck von einer immensen orientalischen Pracht, die sich bis in meine Zeit gehalten hatte, wenn ich da an die großen Basare dachte.

Natürlich erregten wir Aufsehen. Die meisten Blicke galten mir, denn die Händler vergaßen sogar, ihre Waren anzupreisen. Kinder liefen zusammen und bestaunten uns.

Die Jungen und Mädchen rannten barfuß durch den Staub, und sie begleiteten uns auch durch das bogenförmig geschwungene Tor in das Innere der Stadt.

Man hatte auch schon zu dieser Zeit ein Pflaster gekannt. Schon sehr bald klapperten die Hufe des Esels über das Steinpflaster, das mit runden Köpfen und unterschiedlich hoch die schmale Gasse bedeckte, die sich in einer Linkskrümmung tiefer in die Stadt hineinfand. Rechts und links standen die Wände der weißen Häuser. Sie besaßen kleine Fenster. Man wollte so wenig Wärme wie möglich in die Wohnungen und Zimmer eindringen lassen.

Da wir uns auf dem Hang eines Hügels befanden, waren die Häuser versetzt gebaut worden. Manchmal sah ich Übergänge, die sie miteinander verbanden, es gab auch Treppen, hinter denen die Wege weiterführten.

Da es nicht mehr so heiß war, waren die Menschen aus den Häusern gekommen.

Männer und Frauen gingen ihren Beschäftigungen nach. Die Frauen trafen sich an den Brunnen, hielten ein Schwätzchen oder wuschen ihre Wäsche. Die Männer standen oder saßen zusammen, schlenderten zum Basar oder in die Häuser und Zimmer, wo man Tee und klares Wasser zu trinken bekam.

Wenn ich eine allgemeine Beschreibung abgeben wollte, dann musste sich das Leben als biblisch bezeichnen.

Der Marktplatz lag erhöht. Sternförmig trafen sich hier Straßen und Gassen. Wir hatten vorgehabt, zu Jonas' Haus zu reiten, aber uns stellten sich Männer in den Weg, die Jonas mit Fragen bestürmten und dann auf mich zeigten.

Ich hörte seine Antwort. »Er kommt aus einem fernen Land und hat Baal-Diener getötet. Ich setze auf ihn große Hoffnungen, dass er es schafft, die Verschwörung zu verhindern, wo unser weiser König sich

auf Reisen befindet und er den herrlichen Palast unbewacht lassen muss.«

»Keiner schafft es!« Jonas wurde heftig widersprochen.

»Mein Freund wird es versuchen!«

»Dann müsste er hinab in die Katakomben steigen!«

»Er wird es tun!« Wieder schlug Jonas mit der Gerte zu, und der Esel reagierte durch langsames Gehen.

Ich kam mir vor wie im Märchen. Nur fehlte mir leider der König Salomo zu meinem Glück. Wie gern hätte ich ihm gegenübergestanden. Bei Hector de Valois war mir dies schon einmal geglückt. Vielleicht ergab sich die Gelegenheit ja noch.

Einige Händler nur hatten auf dem Marktplatz ihre Stände aufgebaut.

Zwei Schwarze rangen miteinander, und die Zuschauer wetteten, wer verlieren würde.

»Unser Gott hat das Wetten verboten«, erklärte Jonas. »So sehr ich den König verehre, es sind lose Sitten eingekehrt. Moses' Strenge ist vorbei.«

»Dafür kann sich dein Volk aber entwickeln und seine Talente entfalten. Liebe ist besser als Krieg.«

»Das sagt der Weise auch immer. Du könntest ein Sohn von ihm sein, Freund John.«

»Vielleicht bin ich das.«

Jonas ging auf diese Bemerkung nicht ein, was ich ihm auch nicht verübeln konnte.

Wir waren in eine schattige Gasse hineingeritten, die kaum breiter als zwei Armlängen war.

Die Hauswände speicherten noch die Hitze des Tages. Aus den Fenstern drangen die unterschiedlichsten Gerüche und Düfte. Manchmal roch es nach Duftwässerchen, dann nach Öl oder nach Rosen. Ich hörte lautes Frauenlachen oder die dunkleren Stimmen der Männer.

»Das ist die Straße der Badehäuser«, erklärte mir mein neuer Freund.

»Hier vergnügt man sich und gibt sich ganz den Freuden der Sinne hin. Auch der König tut dies.«

»Mit der Königin von Saba?« fragte ich.

»Du kennst sie?«

»Ich habe von ihr gehört!«

»Keiner von uns hat sie je gesehen, man spricht aber davon, dass sie unseren König, unbedingt besuchen will. Sie ist eine geheimnisvolle Frau, die auch schon im großen Land der Pharaonen gewesen sein soll. Der König will vieles kennenlernen, deshalb hat er oft die Weisen und Magier bei sich zu Gast, die auch von Kulturen und Völkern berichten können, die es längst nicht mehr gibt.«

»Wen meinst du damit?«

»Man spricht von einem Volk, das vom Meer verschlungen wurde.«
»Atlantis«, sagte ich.
»So heißt es?«
»Ja.«
»Du weißt sehr viel, John.«
Über das Pflaster waren wir mit den klappernden Hufen geritten und hielten am Ende der Gasse, wo wieder eine Treppe vor einem sehr schmalen Haus begann.
»Hier wohne ich«, erklärte Jonas.
»Ohne Frau und Kinder?«
»Meine Frau starb. Die Kinder haben die Stadt verlassen und sind in die Weite des Landes gegangen. Ich hoffe, dass ich sie vor meinem Tod noch einmal treffe.«
»Das wünsche ich dir auch.«
Wir stiegen ab. Der Esel brauchte nicht draußen stehenzubleiben. Er wurde in das Haus und in einen kühleren Stall geführt, wo er sein Futter und auch frisches Wasser bekam, das aus einer Quelle in ein viereckiges Steinbecken sprudelte.
Ich half Jonas dabei, Krüge mit Wasser zu füllen, und dann gingen wir in einen kleinen Nebenraum, wo wir uns reinigen konnten. Ich stellte mich so zu Jonas hin, dass er mein Kreuz nicht entdeckte. Das sollte eine Überraschung werden.
Das Wasser erfrischte. Man konnte es auch trinken. Es schmeckte wunderbar klar und rein.
»Ich kann dir etwas zu essen bereiten«, sagte Jonas. Er griff nach einer Öllampe, die schon bei unserem Eintritt geleuchtet und den Raum notdürftig erhellt hatte.
»Nein, ich bedanke mich. Aber ich habe keinen Hunger.«
»Durst?«
»Den ja.«
»Dann komm bitte mit.«
Wir gingen in einen nebenan liegenden Raum. Dort konnten wir auf einer Bank Platz nehmen. Gegenüber stand eine schmale Liege. Ein sehr einfaches Lager.
Jonas goss Wasser in Tonkrüge und legte Rosenblätter hinein. Sie dufteten wunderbar, auch das klare Wasser schmeckte nach ihnen, und ich fühlte mich nach den ersten Schlucken schon erfrischt. Das Wasser hatte den Staub aus der Kehle gespült.
Über das Gesicht meines neuen Freundes tanzten die Schatten immer dann, wenn sich das Licht bewegte. Im Verhältnis zu draußen war es hier zwischen den Wänden kühl. Wenn wir sprachen, bekamen unsere Stimmen einen völlig anderen Klang.
Innerhalb dieses Raumes herrschte eben eine besondere Akustik. »Wie fühlst du dich jetzt, John?«

Ich nickte Jonas zu. »Sehr gut, möchte ich sagen.«
»Ja, das glaube ich dir. Du mußt dich auch gut fühlen.« Seine Stimme wurde leiser und ernster. Dein Vorhaben ist nämlich lebensgefährlich. »Du wirst Baals Diener stellen müssen, und das kannst du nur in den Katakomben.«
»Wie sieht es mit ihm selbst aus?«
Jonas erschrak. Auch seine Hand hatte sich mitbewegt. Da er darin eine mit Wasser gefüllte Tonschale gehalten hatte, schwappte ein Teil der Flüssigkeit über. »Baal?« Er holte tief Luft. »Du willst dich mit dem Götzen messen?«
»Weshalb nicht?«
»Das ist unmöglich. Nein, das kannst du nicht schaffen. Du kennst ihn nicht. Baal ist eine Macht!« Jonas streckte seinen freien Arm vor und zeigte mir seine gespreizte Hand, »Baal ist groß und mächtig. Er hat das Zeichen Salomos benutzt. Denk mal daran. Er hat das Großsiegel Salomos für seine Zwecke missbraucht.«
Ich räusperte mich. »Allzu viel Respekt habe ich vor ihm nicht«, erklärte ich.
»Du kennst ihn nicht!«
»Doch, ich kenne ihn.«
»Nein, wer die Kraft hat, das Siegel zu schänden, der wird einen Menschen immer umbringen können.«
»Kann ich es darauf ankommen lassen?« Ich hatte mich vorgebeugt und schaute Jonas ins Gesicht.
»Willst du das denn?«
»Ja, das will ich.«
»Dann werde ich dir etwas mit auf den Weg geben, das sehr wichtig ist. Ich habe es einmal bekommen und gehütet wie einen Schatz. Der König selbst gab es mir in seiner weisen Voraussicht. Er lächelte und sagte: ›Es wird die Zeit kommen, wo du es aus deiner Hand einem Menschen gibst, der es benutzen muss, um andere Menschen zu retten.‹ Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Ich darf nicht mehr zögern.« Jonas erhob sich und verschwand in der Dunkelheit des Raumes. Ich sah, wie er sich bückte und mit Dingen hantierte, die auf dem Boden standen.
Geräuschlos ging es nicht vor sich. Ich vernahm Laute, die entstehen, wenn jemand Flüssigkeit von einem Gefäß in ein anderes gießt. Er drehte sich um und kam zurück. Sein Gesicht hatte einen feierlichen Ausdruck angenommen.
Ich wollte mich erheben, er aber bedeutete mir mit einer Handbewegung, sitzen zu bleiben. Gleichzeitig nahm er wieder Platz und stellte etwas zwischen uns.
Ich konnte den Gegenstand im ersten Moment nicht erkennen, bis mir auffiel, dass es sich um einen Lederbeutel handelte, ähnlich einem

Wasserschlauch, den die Wüstenbewohner mitführten.
»Das ist es«, sagte er.
»Und was?«
»Es ist das Geschenk, das mir Salomo hinterlassen hat. Ich habe aus dem Krug das Öl in diesen Beutel gefüllt und werde es dir überlassen. Du wirst es mitnehmen auf deinem Weg zu Baal, denn es ist möglich, dass ihr, du und das Öl, die Brücken zerstören könnt, die ein unheilvoller, seelenloser Götze gebaut hat!«
»Was genau soll ich damit anfangen?«
Er lächelte knapp. »Hör genau zu. Dieses Öl ist der Grundstock für das Heilige Feuer. Du wirst es entfachen. Aber du mußt einige Regeln einhalten. Es wird nur brennen, wenn der richtige Mann die entsprechenden Worte spricht. Es ist eine Formel. König Salomo- hat sie mir im Vertrauen mitgeteilt, und ich werde sie gleich an dich weitergeben, weil du den Mut aufbringst, dich der Verschwörung entgegenzustemmen. Doch zuvor möchte ich dir den Weg in die Katakomben weisen. Wir haben sie vor langer Zeit anlegen lassen, als der Weise noch nicht regierte und fremde Völker in unser Land einfielen. Einige der unterirdischen Stätten sind eingestürzt, die meisten aber blieben. An bestimmten Stellen der Stadt gibt es Zugänge, auch hier in der Nähe des Hauses. Du mußt die Treppen hochgehen, bis du an eine Säule gelangst. Sie drehst du einmal um die linke Achse, so wird der Weg für dich frei sein. Alles weitere ist deine Sache. Du allein mußt dich ihnen stellen.«
»Das nehme ich gern auf mich«, erklärte ich. »Nur möchte ich wissen, was ich sagen muss, um das Heilige Feuer entflammen zu können. Du hast von einer Formel gesprochen?«
»Davon habe ich geredet. Sie ist sehr wichtig. Ich nehme es auf meine Verantwortung, wenn ich sie dir jetzt sage und dich darum bitte, dass du sie niemals vergisst oder erst dann wieder aus deinem Gedächtnis streichst, wenn du es geschafft hast.«
»Bitte, sag sie.«
Er nickte, schaute an mir vorbei, und seine Augen bekamen dabei einen fast überirdischen Glanz. »Terra pestem teneto…«
»Salus hic maneto!« vollendete ich…

***

Er starrte mich an und schrie krächzend, wobei er sich an den Hals fasste: »Nein, du kennst die Formel. Woher?« Er sprang so flink in die Höhe, dass ich überrascht wurde. »Wer bist du, John Sinclair?«
Er bekam von mir keine direkte Antwort. »Bitte, beruhige dich«, sagte ich, »und setze dich wieder hin.«
Er wollte nicht. Zu sehr hatten ihn meine Worte überrascht. Ein paar Mal unternahm er den Versuch, mich anzusprechen, dann schüttelte er

den Kopf, lachte sogar einmal auf, bevor er sich schließlich niederließ und die Hände gegeneinander presste, wobei ich das Zittern seiner Finger selbst im schlechten Licht erkannte.

»Geht es dir wieder besser?« erkundigte ich mich.

»Ein wenig.«

Ich lächelte. »Das ist gut. Ich weiß, dass ich dich überrascht habe, und ich möchte dir sagen, dass ich nicht zufällig in deiner Zeit bin. Ich komme nicht allein aus einem anderen Land, auch aus einer anderen Zeit, was noch viel wichtiger ist. Mein Weg hat mich aus der Zeit hergeführt, die man als Zukunft bezeichnet. Es werden fast 3000 Jahre vergehen, bis ich geboren werde.«

Jonas überlegte. »Dann bist du also zurückgegangen?«

»So ist es.«

»Und wie war es möglich?«

»Durch ein Dimensionstor, das sich mir öffnete.« Ich berichtete die Geschichte so, wie sie sich zugetragen hatte, und Jonas hörte mir sehr genau zu.

Sein Blick bekam dabei etwas Verklärtes, als er flüsterte: »Hat es der weise Salomo nicht gesagt, dass jemand erscheinen wird, dem ich das Öl geben soll?« Er nickte sich selbst zu. »Das stimmte alles, es traf genau zu. Nur, dass du den Spruch des Weisen kennst, das habe ich nicht vermutet. Ihn kennen nur wenige Menschen.«

»Wie Hesekiel!«

»Ja, das stimmt.«

»Er hat das Kreuz geschaffen.«

»Welches Kreuz?«

Jetzt war er völlig durcheinander. Ich holte es hervor und zeigte es ihm.

Seine Augen weiteten sich. »So also sieht dein Kreuz aus. Darf ich es berühren?«

»Bitte.«

Ich gab es ihm, und er schüttelte den Kopf. Sehr genau betrachtete er sich die Zeichen, er sah auch die Symbole aus der ägyptischen Mythologie. Er kannte das kleine Henkelkreuz, auch das Allsehende Auge und nickte einige Male.

»Du bist ein Würdiger. Wahrscheinlich kannst du es schaffen, die Verschwörung zu verhindern und die Diener des Götzen in die ewige Verdammnis zu schicken.«

»Das hoffe ich.«

Jonas gab mir das Kreuz wieder zurück, und ich hängte es um, aber so, dass man es nicht sah.

Nein, das Kreuz konnte er nicht kennen. Der Prophet Hesekiel hatte viel später gelebt. Einige Jahrhunderte nach Salome-, dennoch hatte er von den Taten des Weisen gehört und das entsprechende Siegel in

das Kreuz eingravieren lassen. Nur war es jetzt verschwunden. Lilith, fast gleichzustellen mit Luzifer, hatte dafür gesorgt.

Aber der alte Spruch oder die magische Formel waren auch Salomo bekannt gewesen. Und er hatte sie voller Vertrauen an Jonas weitergegeben. Hatte Salomo gewusst, dass jemand wie ich erscheinen und den Kampf gegen Götzen-Diener Baals aufnehmen wollte?

Bei ihm musste man mit allem rechnen.

»Du sagst nichts mehr, John.«

»Ich denke nach.«

»Worüber?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht über die Vergangenheit und die Zukunft. Irgendwo greifen beide zusammen.«

»Dann nimm das Öl, gehe und denke daran, dass du die Formel aufsagen mußt. Nur so kann das Heilige Feuer entstehen, das diese Stadt wieder von den Götzen reinigt.«

»Werden sie verbrennen?«

»Ja, das müssten sie. Doch du mußt achtgeben, auch für Menschen kann das Heilige Feuer gefährlich werden.«

»Für mich ebenfalls?«

»Ich weiß es nicht. Es ist ein Risiko. Vielleicht hast du auch einen Schutz bei dir. Alles ist möglich. Mehr kann ich dir nicht sagen. Es ist ein Wagnis, das du eingehst, aber die Mächte des Lichtes werden auf deiner Seite sein.«

»Das hoffe ich sehr.« Diesmal erhob ich mich. Auch Jonas stand auf und griff nach dem Beutel, in dem das Öl schwappte. »Er ist dicht, denn er besteht aus echtem Ziegenleder, das lange gegerbt wurde.«

»Danke.« Ich nahm ihn an mich.

»Und nun geh, John Sinclair. Versuche, uns und Salomo diesen Gefallen zu erweisen.« Sein folgendes Lächeln fiel schmerzlich aus. »Wir werden uns bestimmt nicht wiedersehen, aber ich bin froh, dass ich dich getroffen habe und sich die Weissagung des Königs erfüllte. Er ist wirklich ein weiser Herrscher.«

Dem widersprach ich nicht. Und so verließ ich Jonas' Haus, um mich dem Götzen Baal und dessen Dienern zu stellen…

***

In der Stadt hatte sich einiges verändert. Als wir eintrafen, war es noch hell gewesen, nun war die Dunkelheit gekommen wie ein großes Tuch, und sie füllte auch jeden Flecken zwischen den Häusern aus, es sei denn, unruhiges Fackellicht riss Inseln in die Finsternis.

So sah ich den zuckenden Schein an vielen Stellen gegen den dunklen Himmel tanzen. Er drang als geisterhafter Hauch zwischen den gestaffelt stehenden Häusern hervor. Nur die Gasse, in der ich mich befand, wurde von keinem Schein erhellt. Hier ballte sich die

Dunkelheit zusammen. Selbst in den Häusern hatte man keine Lichter angezündet.

Jedenfalls blieben die kleinen Fenster dunkel.

Es dauerte nicht lange, bis ich die Treppe erreicht hatte. Automatisch zählte ich die Stufen mit.

Es waren sieben, bis ich die bewusste Säule erreicht hätte und vor ihr stehenblieb.

Sie ragte wie ein Baumstamm in die Höhe. Es war nicht zu erkennen, ob bestimmte Zeichen in sie eingraviert worden waren. Das hatte ich schon desöfteren erlebt.

Säulen wurden an symbolträchtigen Plätzen aufgestellt, um zu dokumentieren, dass es sich hier um einen besonderen Ort handelte.

Ich rief mir die Worte des Boten Jonas ins Gedächtnis zurück. Die Säule musste nach links gedreht werden. Mit beiden Händen fasste ich zu, legte auch Kraft in meine Aktion und schaffte es tatsächlich, die Säule in Bewegung zu setzen.

Sie drehte sich nach links.

Unter mir hörte ich das Kratzen und sah das viereckige Loch im Boden.

Dies hier war der Eingang in eine geheimnisvolle Tiefe oder in die Katakomben.

Kühler, leicht fauliger Geruch wehte mir entgegen. Ich zuckte zurück, bückte mich und sah in der Ferne einen etwas helleren Schein.

Dort musste eine Fackel brennen. Leider leuchtete kein Licht an der alten Steintreppe, die dicht vor meinen Fußspitzen in die Tiefe führte, so dass ich gezwungen war, mich im Dunkeln regelrecht in das unbekannte Terrain vorzutasten.

Keine leichte Aufgabe. Überall konnten Gefahren lauern. Baals Diener hatten bestimmt Sicherheiten eingebaut, damit irgendwelche Eindringlinge darüber stolperten.

Geräusche hörte ich nicht. Wenn sich die anderen dort unten aufhielten, blieben sie ruhig.

Unwillkürlich duckte ich mich, als ich die ersten Stufen hinabschritt. Ich spürte den leichten Druck im Magen, das Zittern der Knie und stellte fest, dass die Stufen ziemlich breit und nicht zu hoch waren, so dass ein Mensch die Treppe relativ bequem hinabgehen konnte.

Auch hier zählte ich die Stufen. Die achte war gleichzeitig auch die letzte.

Danach stand ich in einem normalen Tunnel oder Stollen, hörte jedoch über mir ein verdächtiges Geräusch, drehte den Kopf, schaute in die Höhe und sah den Schatten, der allmählich weiterwanderte und die Öffnung ausfüllte.

Fugendicht schloss er ab!

Die Luke hatte sich geschlossen. Wer dafür die Verantwortung trug,

war mir nicht bekannt, aber Baals Diener hatten ihre Spione wohl überall.

Ich war gefangen, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf den Weg in die düsteren Katakomben zu machen…

***

Es wurde dämmerig, und die Wasser-Zombies blieben. Die Dunkelheit fiel über das Meer, und die Zombies umlagerten auch weiterhin das Schiff. Licht leuchtete in der Tiefe auf. Sein geheimnisvoller Schein umgab das Schiff, so dass die Besatzung es deutlich erkennen konnte.

Und auch die Zombies.

Waren sie nicht so gefährlich gewesen, hätte man über sie lachen können, wie ihre Köpfe auf den Wellen tanzten.

Irgendwie hielten sie stets die gleiche Entfernung ein.

Der Commander hatte einmal schießen lassen. Da waren ihm die Nerven durchgegangen. Man hatte auch einen Zombie erwischt, ihn aber nicht töten können. Zwar war er von der Wucht der Einschläge in die Tiefe gedrückt worden, doch sehr bald schwemmte ihn das Wasser wieder an die Oberfläche, als hätten ihm der Teufel selbst die nötige Unterstützung für diese Aktion gegeben.

Das Warten machte nervös.

Zudem sprachen die Männer kaum miteinander. Suko fühlte sich allein.

Hin und wieder kam McLagglen, aber er wusste auch nicht, was er noch fragen sollte.

Das Boot war mit Scheinwerfern ausgerüstet. Dreh- und schwenkbare Lichtfinger, mit Intervall-Schaltung und einer eingebauten Automatik. So brauchte sich keiner der Männer um die Scheinwerfer zu kümmern.

Suko und der Commander hatten auch dafür gesorgt, dass das Gebiet, in denen sie lagen, von keinem Schiff angefahren wurde. Wer unterwegs war, bekam von den Hafenbehörden über Funk die entsprechenden Warnungen mitgeteilt.

So verging die Zeit.

Ein paar Mal hatte der Commander den Vorschlag gemacht, das Gebiet zu verlassen, doch Suko war in jedem Fall eisern gewesen, und Taylor wurde immer wütender.

Wieder kam McLagglen. Er stellte sich neben Suko, der an der Steuerbord-Reling lehnte. »Ich habe das Gefühl, dass Taylor und seine Männer etwas aushecken.« Der Captain sprach sehr leise, so dass Suko die Worte soeben noch verstehen konnte.

»Wieso?«

»Taylor ist von einem zum anderen gegangen und hat mit ihnen geflüstert. Wie bei einer Verschwörung.«

Der Inspektor legte die Stirn in Falten. »Verdammt, der soll keinen Mist bauen.«

»Sagen Sie ihm das mal.«

»Er weiß genau, dass er mir in diesem Fall unterstellt ist. So sind die Kompetenzen abgesprochen worden.«

»Glauben Sie denn, dass sich ein Offizier wie er daran halten kann? Der muss schließlich von einem Zivilisten Anordnungen entgegennehmen. Das fällt ihm schwer genug. Irgendwann wird bei ihm eine Sicherung durchbrennen.«

»Sie scheinen sich Ihrer Sache verflixt sicher zu sein, McLagglen. Wissen Sie mehr?«

Der Captain schwieg. Er drückte sich noch stärker gegen die Reling, schaute gegen den dunklen Himmel, als wollte er die sich dort abzeichnenden Sterne zählen. Überdeutlich vernahmen die Männer das Klatschen der Wellen, wenn sie gegen die Bordwand heben. An den geisterhaft über die Wasserfläche huschenden Lichtschein hatten sie sich mittlerweile gewöhnt, ebenso wie an die leichten Schaukelbewegungen des Schiffes.

»Ich warte noch auf eine Antwort.«

»Es ist auch nur eine Vermutung, Inspektor.«

»Trotzdem.«

»Okay, ich werde einfach das Gefühl nicht los, dass Taylor wieder das Kommando übernehmen wird. Und er hat die vier Soldaten auf seiner Seite. Die werden sich bei einer Veränderung der Zustände bestimmt nicht weigern. Deshalb seien Sie auf der Hut! Achtung, er kommt sogar.«

Sie hörten die Schritte des Commanders. Er kam von der anderen Seite des Schiffes. Sie sahen seinen Schatten und wurden plötzlich geblendet, denn Taylor leuchtete ihnen mit einer Lampe direkt in die Gesichter.

»Was soll das?« fragte Suko scharf, der den linken Arm vor die Augen gehalten hatte.

»Rühren Sie sich nicht. Ich habe eine Waffe auf Sie gerichtet. Meine Männer stehen ebenfalls bereit. Und sie werden schießen, wenn Sie Widerstand leisten, Inspektor.«

Suko nickte. »Wissen Sie, was Sie da tun?«

»Sehr genau«

»Anscheinend nicht. Ich…«

»Inspektor, ich habe versucht, mich gütlich mit Ihnen zu einigen, das klappte nicht. Tragen Sie bitte jetzt die Konsequenzen und fangen Sie direkt damit an. Holen Sie Ihre Waffe hervor und legen Sie sie ab!«

»Sie wollen mich wie einen Gefangenen behandeln?«

»Ja, weil Sie mir keine andere Wahl lassen.«

McLagglen mischte sich ein. »Machen Sie nur keinen Fehler,

Commander. Das kann ins Auge gehen.«

»Ich weiß genau, was ich zu tun habe. Belehrungen brauche ich nicht. Treten Sie zur Seite, Captain. Und Sie werden Ihre Waffe abgeben, Inspektor. Machen Sie schon!«

McLagglen verschwand aus dem hellen Lichtfinger, und Suko schob die rechte Hand über die Jacke. Er holte seine Beretta hervor und legte sie auf die Planken.

»Kicken Sie die Pistole her!«

Mit der Fußspitze stieß Suko die Beretta an, so dass sie über die Planken auf den wartenden Commander zurutschte, der sich bückte und die Pistole einsteckte.

Er leuchtete Suko nicht mehr direkt ins Gesicht, so dass der Inspektor besser sehen und auch die anderen beiden Soldaten erkennen konnte, die Taylor den Rücken deckten.

Ihre Maschinenpistolen hielten sie dabei schussbereit. Die Mündungen wiesen in Sukos Richtung.

Der Chinese rührte sich nicht. Er fragte nur: »Wie geht es jetzt weiter, Commander?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich habe die Befehlsgewalt auf dem Schiff übernommen. Was jetzt passiert, geschieht auf meine Anordnungen hin. Ich trage ferner die volle Verantwortung und kann, wenn ich es für richtig halte, Sie in Ketten legen lassen, das heißt, ich werde Sie dann fesseln müssen.«

»Sie gehen zu weit!«

»Nein, ich kenne meine Kompetenzen. Sie haben bisher nichts erreicht. Wir liegen hier schon seit Stunden, sind von irgendwelchen Wesen umgeben, die uns beobachten. Es geht nichts voran.«

»Wie wollen Sie denn die Dinge beschleunigen?«

»Ganz einfach. Wir starten!«

»Wohin?«

»Nach Liverpool!«

»Denken Sie nicht an John Sinclair?«

»Doch und an meinen Mann, der getötet wurde. Ich kann mir vorstellen, dass Ihr Freund und Partner ebenso wenig noch am Leben ist. Deshalb muss ich so handeln.«

»Wenn Sie wollen…«

»Eine Frage habe ich noch an Sie, Inspektor, und ich möchte von Ihnen eine ehrliche Antwort unter Männern haben. Werden Sie mir Schwierigkeiten machen?«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen?«

»Wieso?«

»Wenn sich die Lage drastisch ändert und Sie ihr hilflos gegenüberstehen, muss ich eingreifen.«

»Sie wird sich nicht ändern. Und damit stelle ich Sie unter Arrest.

Zwei meiner Leute werden Sie bewachen!«

Auf dieses Kommando hatten die beiden im Hintergrund lauernden Soldaten gewartet. Sie kamen vor und richteten ihre Waffen auf den an der Reling lehnenden Inspektor.

Ihre Gesichter lagen im Schatten. Suko konnte nichts darin erkennen, keine Regung. Sie glichen harten Schatten. Nur das Metall ihrer Maschinenpistolen glänzte.

Der Inspektor überlegte, wie er aus dieser Lage wieder herauskam. Bei ihm war die Schmerzgrenze erreicht. Wenn sie ablegten und wieder zurückfuhren, hatten die Zombies freie Bahn für weitere Pläne.

Taylor war zur Brücke gegangen, wo sich auch McLagglen aufhielt. Er verlangte von dem Polizei-Offizier, abzulegen, doch McLagglen wehrte sich. Er war dagegen.

Suko hörte dem lauten Disput zu, aus dem der Commander letztendlich als Sieger hervorging.

Wütend verließ der Captain die Brücke, und Taylor hatte endlich freie Bahn.

Noch immer schwenkten und drehten sich die Scheinwerfer. Sie glitten über die Wasserfläche und rissen in einem bestimmten Rhythmus die Köpfe der Zombies aus dem Dunkel.

Auch das Licht im Schiff leuchtete noch. Es kam Suko vor wie die Brücke in eine andere Welt.

Dann hörte er den Ruf.

Taylor hatte ihn ausgestoßen. Er schrie nach McLagglen, der sofort zur Brücke lief.

Die beiden Männer unterhielten sich in einer geringen Lautstärke, so dass Suko von dem Gespräch nicht allzu viel mitbekam. Einige Fetzen hörte er trotzdem, und die ließen ihn aufhorchen.

Die Männer sprachen davon, dass der Motor nicht mehr ansprang. Dann betraten beide das Deck.

Taylor war ziemlich aufgeregt. Seine Sicherheit hatte er verloren, und er blieb abrupt stehen, als Suko fragte: »Können Sie nicht starten?«

»Nein!«

»Wieso nicht?«

»Ich habe keine Erklärung. Die beiden Schiffsmotoren springen nicht an. Dabei sind sie völlig in Ordnung. Man hat sie noch vor wenigen Tagen überholt.«

»Manchmal ist eine andere Kraft stärker als die Technik.«

»Was meinen Sie damit? Doch nicht etwa diese komischen Zombie-Gestalten da?«

»Nicht sie direkt. Ich würde den Grund mit dem Begriff Magie umschreiben.«

Taylor winkte ab. »Hören Sie doch auf! Das kann keiner glauben.«

»Dass die Motoren nicht anspringen, müsste sie eigentlich von meiner Theorie überzeugen.«

»Es kann auch ein technischer Defekt sein.«

»Kennen Sie sich mit Motoren aus. Wollen Sie ihn suchen?«

Der andere verzog den Mund. Suko hatte ihn in Zugzwang gebracht.

Taylor suchte nach einer Möglichkeit, wie er aus dieser Lage herauskommen konnte, ohne sein Gesicht zu verlieren.

Suko schüttelte den Kopf. »Die lassen uns nicht weg, Commander. Diese Wasserleichen haben etwas vor, glauben Sie mir. Sie müssen sich endlich mit diesem Gedanken vertraut machen.«

Taylor ballte die Hand zur Faust. »Verdammt, die Besatzung ist tot. Daran gibt es nichts zu rütteln!«

»Benehmen sich so Tote? Schauen Sie nur aufs Wasser. Die haben einen Ring um das Boot gezogen. Alles, was sie taten, sieht nach einem gewissen System aus. Begreifen Sie das endlich. Hinter diesen Vorgängen steckt eine Kraft, die Regie führt.«

Commander Taylor dachte nach. Er wusste keine Gegenargumente mehr. Zudem brauchte er sie nicht. Der Warnruf eines Soldaten schreckte nicht nur ihn hoch.

»Sir, da tut sich etwas. Das Schiff leuchtete stärker!«

Nach der nächsten Sekunde war der Zwist vergessen. Sie alle bekamen das neue Problem zu spüren, schauten über die Reling und sahen das Leuchten in der Tiefe.

Es konzentrierte sich auf einen Punkt. Trotz der Wellenbewegungen war zu erkennen, um welch einen Gegenstand es sich dabei handelte.

Ein Hexagramm, das Großsigel Salomos!

Und diese Worte sprach Suko auch aus.

Taylor fragte: »Was bedeutet das, zum Teufel?«

»Dass Sie jetzt die Kraft erleben, die uns hier hält. Und ich glaube auch, dass die Zombies sich gleich auf eine bestimmte Art und Weise melden werden!«

»Sie kommen!«

Es war McLagglens Schrei, der über das Deck gellte. »Verdammt, die Zombies bewegen sich und schwimmen auf das Schiff zu!«

Trotz der Dunkelheit konnte Suko erkennen, wie Taylor bleich wurde.

Der Inspektor kümmerte sich nicht darum, lief bis zur Reling vor und schaute auf eine geisterhafte Szene.

Mit ungelenken Bewegungen paddelten die Untoten vor. Sie warfen und stemmten sich gegen die Wellen und die Dünung. Manchmal wurden sie zurückgeschleudert, doch es war nur eine Frage der Zeit, wann sie das Schiff erreichten.

»Sollen wir schießen, Sir?« fragte einer der Soldaten.

»Nein, lassen Sie das!« mischte sich Suko ein. »Ich werde die Zombies

übernehmen.«
»Alle?« fragte Taylor.
»Ja. Aber zuvor möchte ich meine Waffe zurückhaben. Silberkugeln können oftmals sehr wertvoll sein.«
Der Commander sagte nichts. Ihm blieb der Mund vor Staunen offen stehen, aber er tat, was Suko verlangt hatte.
Ab jetzt übernahm der Inspektor das Kommando auf dem Boot!

***

Der Geruch von feuchtem Lehm, von Sand und auch von Moder füllte die Gänge der Katakomben. Es waren stockdunkle Stollen, die sich in den Hügel hineinzogen und sich zu einem verwirrenden Labyrinth verzweigten, das hatte ich mittlerweile feststellen können.
Bis zum Lichtschein war ich gegangen und blieb dort stehen. Es war keine Fackel, die brannte, sondern eine dunkle Flüssigkeit, die man in eine flache Schale gefüllt hatte. Die bläulichen Flammen huschten geisterhaft über die Oberfläche.
Ich war davon ausgegangen, dass dieses Licht einen markanten Punkt innerhalb des Labyrinths anzeigte. In der Tat zweigten von dieser Stelle aus mehrere Gänge ab.
Für welchen sollte ich mich entscheiden? In der Breite waren sie ungefähr gleich. Da gab es keinen Haupt- oder Nebelstollen, aber ich bekam eine Orientierungshilfe, denn bei genauem und konzentrierten Lauschen hörte ich das ungewöhnliche Summen.
Wasser rauschte dort bestimmt nicht, das hörte sich auch anders an. So musste ich nur mehr herausfinden, woher das Summen aufklang. Es war der rechts von mir liegende Gang.
Leider leuchtete keine Fackel. Wieder einmal musste ich in die Finsternis hineinschreiten, die mir so drückend vorkam. Hinzu rechnete ich die Angst vor einer Falle. Ich würde irgendwelche Löcher im Boden rechtzeitig genug erkennen können.
Manchmal streiften dünne Fäden mein Gesicht, als wären die spitzen Fingernägel von Toten an der Haut entlanggefahren. Jedes Mal rann über meinen Rücken ein kalter Schauer.
Je tiefer ich in den Gang hineinschritt, um so verstärkter vernahm ich die Geräusche. Mittlerweile hatte ich es auch geschafft, sie zu identifizieren.
Das war der Gesang oder Singsang irgendwelcher Menschen, die sich versammelt hatten.
Götzengesang der Baal-Diener!
Und ich näherte mich der Quelle mit vorsichtigen Schritten, obwohl ich kein Licht sah. Möglicherweise standen die Diener im Dunkeln, um dort ihrem finsteren Treiben nachzugeben.
Sehr uneben war der Boden. Manchmal stolperte ich über Steine.

Bisher hatte ich mich immer auf den Beinen halten können. Der Druck im Magen stieg. Der Singsang war natürlich lauter geworden. Ich suchte nach einem Vergleich.

Nein, er hörte sich nicht an wie ein gregorianischer Gesang oder ein überlieferter alttestamentarischer Choral. Das hier klang anders. Böse und grausam. Wie bösartiges Raunen, das im Tunnel zu einem unheimlichen Echo wird.

Wieder schob ich mich weiter. Bei jedem Schritt hielt ich auch die Hand ausgestreckt, um ein Hindernis ertasten zu können. Das war auch gut so, denn urplötzlich bekam ich Kontakt.

Ich fasste mit der Handfläche gegen eine Wand, schabte auch darüber und stellte fest, dass es sich dabei um raues Gestein handelte. Man musste Blöcke aufeinandergeschichtet und dann dieses Hindernis gebaut haben. Im Dunkeln tastete ich die Wand ab. Ich benutzte dazu beide Hände. Zur rechten Seite hin stieß ich sehr bald gegen die Stollenwand. Links aber fand ich eine Öffnung.

Möglicherweise so breit wie eine Tür. Jedenfalls konnte ich hindurchschlüpfen. Dieses Hindernis nahm nur knapp die Hälfte des Stollens ein.

Jetzt sah ich auch etwas.

Es war ein dunkelrotes, leicht violett schimmerndes Licht, und zwar noch über mir, denn die Quelle lag höher. Das Licht strahlte seinen schwachen Schein nach vorn ab, so dass ich vor ihm die dunkle Masse der Körper erkennen konnte.

Baals Diener hatten sich vor dem Licht versammelt, um an diesem Platz zu singen.

Aber es war nicht das Abbild des verfluchten Götzen, das sie anbeteten, sondern das übergroße, strahlende Großsiegel König Salomos, das auch ich einmal auf meinem Kreuz gehabt hatte.

Jetzt sah ich es hier.

Und es sollte dem Bösen geweiht werden!

Ich konnte es in den folgenden Sekunden nur anschauen. Dabei überlegte ich, weshalb die Versammelten in diesen dumpfen Singsang ausgebrochen waren. Ich kam zu dem Entschluss, dass dieser teuflische Choral die Funktion einer Beschwörung haben musste. Eine andere Lösung gab es für mich einfach nicht.

Das Siegel faszinierte mich auf eine gewisse Art und Weise. Ich kam einfach davon nicht weg, starrte es an, und meine Augen weiteten sich noch mehr, als die Strahlung zunahm.

Die ineinandergeschobenen Dreiecke bekamen eine düstere Kraft, die sich mit jeder Strophe oder jedem Wort des Gesangs steigerte und auch mehr von der Umgebung erhellte.

Baals Diener trugen Kutten. Sie sahen so aus wie die teuflischen Wegelagerer, nur entdeckte ich bei ihnen keinerlei Waffen. Die trugen

sie bestimmt unter den Kutten verborgen.
Ich dachte an den kleinen Beutel, den mir Jonas gegeben hatte, und auch an mein Kreuz. Noch gab es keinen Grund, das Heilige Feuer durch das Rufen der Formel zu entfachen, doch wenn ich länger darüber nachdachte, war es schon ein gewaltiges Phänomen, dass ich durch das Rufen der Formel nicht allein mein Kreuz aktivieren konnte.
Die nächsten kleinen Schritte setzte ich mehr als vorsichtig. Dabei hatte ich den Eindruck, genau richtig gekommen zu sein. Der Gesang steigerte sich noch weiter, er wurde zu einem regelrechten Brüllen, das in meinen Ohren widerhallte.
Das Finale, ein höllisches Crescendo mit der Wucht einer zerstörenden Kraft traf das Großsiegel Salomos und riss es vor den zahlreichen Augen der Zuschauer auf.
Funken sprühten. Lichtlanzen peitschten, in der Wand entstand ein glühendes Loch, fast wie ein Krater aussehend und mit sprühendem Feuer gefüllt.
Die Diener warfen sich auf den Boden. Mit dumpfer Stimme schrien sie nach ihrem Götzen Baal, damit er sich ihnen offenbarte.
Und er erhörte sie.
Es drang aus dem Feuerschlund, der Tiefe des mit- Glut gefüllten Kraters wie ein dämonischer Rammbock.
Ein Untier, eine Bestie, die das Großsiegel des Weisen nicht mehr aufhalten konnte.
Das Gesicht, die Fratze, furchtbar entstellt, in einem Pechschwarz mit knallgelben, runden, laternenartigen Augen und einem weit aufgerissenen Maul, aus dem schreckliche Fangzähne hervorragten.
Baal als Bestie.
Baal als Raubtier.
Baal als Panther!

***

Ich war überrascht, geschockt und gleichzeitig fasziniert. Das Raubtier hatte das Siegel zerstören können, und als Raubtier war mir vor kurzem Lady Panthera begegnet, die ebenfalls in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dieser alten, vorbiblischen Zeit gestanden hatte.
Der Fall lag hinter mir, ich vergaß ihn auch, die Realitäten waren wichtiger.
Der Kopf blieb innerhalb des Siegels, denn um die beiden über- und ineinander geschobenen Dreiecke verlief ein Kreis mit breitem Rand, der durch magische Symbole und Zeichen verziert war. Sie leuchteten abwechselnd auf, wie ein Spiel aus Leuchtstoffröhren und schienen mir ebenfalls eine gewisse Magie abzugeben.
Noch hatte man mich nicht gesehen. Ich hielt mich auch weiterhin

im Hintergrund und wollte den Zeitpunkt abwarten, wo ein Eingreifen unerlässlich erschien.

Die Diener dieser furchtbaren Bestie lagen noch auf dem Boden. Einige von ihnen knieten auch, hoben ihre Oberkörper an, senkten sie wieder und murmelten mit dumpfen Stimmen beschwörende, kehlige Sätze, um die Bestie zu beruhigen.

Ich kannte die Sprache nicht. Es war kein Hebräisch, eher ein aus noch tieferer Vergangenheit stammender Götzendialekt.

Er drang auch in das Fauchen hinein, das aus dem weit geöffneten Maul der Bestie strömte und die Stimmen noch übertönte. Im Innern des aufgerissenen Mauls wölkte rötlicher Dampf, der irgendwo in der Tiefe des Feuerschlunds hervorgedrückt wurde.

Allmählich hatten auch die Diener dieses Götzen ihre Scheu überwunden. Der Reihe nach und wie abgesprochen drückten sie sich wieder hoch und blieben mit zurückgelegten Köpfen vor dem schrecklichen Abbild stehen, um nur jede Kleinigkeit sehen zu können.

Sie schauten dem Panther in die Augen, in das kochende Maul, als erwarteten sie von ihm eine bestimmte Botschaft, die er ihnen allerdings nicht gab.

Deshalb sprachen sie.

Zuerst riefen sie seinen Namen. Immer wieder fiel das Wort Baal. Mal dumpf gesprochen, dann normal klingend, aber auch wieder schrill und keifend.

Er war für sie der Retter.

Baal und Salomo!

Ihn ließen sie auch nicht aus, aber sein Name wurde hasserfüllt gerufen.

Der Götze hatte gewonnen, das Siegel Salomos, einst mit einer gewaltigen Macht versehen und heute noch die Flagge des Staates Israel zierend, war gebrochen.

Konnte ich da noch etwas machen?

Plötzlich wurde es still. Das geschah so abrupt, dass ich mich erschrak und zunächst einmal den Atem anhielt. Was würde jetzt schon wieder passieren?

In meinem Hals war es trocken. In die Reihen der Diener geriet eine gewisse Unruhe. Wenn sie jetzt etwas sagten, waren die Worte nicht an Baal gerichtet. Sie sprachen untereinander, sie drehten sich dabei, schauten in meine Richtung, so dass ich mich unwillkürlich duckte.

Aus dem Maul des dämonischen Panthers erklang ein tiefes Grollen. Für mich gab es nur diesen Eindruck, aber für die Diener war es so etwas wie eine Botschaft.

Wer sich noch nicht gedreht hatte, tat es jetzt, und in der Bewegung zogen sie ihre Schwerter mit den grünen Kristallklingen. Jede Klinge für sich gab kaum Licht ab, aber die zusammengenommen leuchteten

schon so weit, dass auch ich von dem Strahl erfasst wurde und mich als Schatten abheben musste.

Flucht hätte nichts genutzt. Zudem war ich nicht gekommen, um zu fliehen. So blieb ich stehen und hörte den aus zahlreichen Kehlen mir entgegenschwingenden Schrei der Wut…

***

Er echote heran, kam fast über mich wie das Brausen eines Sturms, dem ich widerstand, denn ich ließ meinen Blick keinen Augenblick von den sich unter den Kapuzen abzeichnenden Gesichtern.

Sie sahen aus wie steinerne Reliefs, in deren Falten sich die Lichtschimmer verirrt hatten. Böse Blicke drangen mir aus den Augen entgegen, und ihr Hass war fast körperlich spürbar. Aber auch der Wille, mich töten zu wollen.

Einer kam vor. Er überragte die anderen Götzen-Diener. Als er ging, schob er sie kurzerhand zur Seite und senkte seine Schwertklinge mir entgegen. Ich war bereit, sofort zu reagieren, wenn er zustoßen wollte, denn den kleinen Ziegenlederbeutel hatte ich schon geöffnet.

»Wer bist du?«

Diesmal wurde ich in der hebräischen Sprache angeredet und konnte auch so antworten.

»Ein Mensch, der euch aufhalten will und Baal hasst!«

Die Antwort war von mir provokativ gegeben worden, aber ich entdeckte bei ihm keine Reaktion. Er ließ sich nicht aus seiner sicheren Ruhe bringen.

»Hat dich Salomo geschickt?«

»Nein, ich bin von selbst gekommen. Ich traf aus einer anderen Zeit bei euch ein. Aus einer Epoche, die wir Zukunft nennen.« Mir war es egal, ob er die Worte verstand, ich wollte ihn auch nur auf eine gewisse Art und Weise verunsichern.

»Und du fühlst dich stark, uns aufzuhalten?«

»Ich werde euch und Baal stoppen!«

Nach diesen Worten breitete sich unter Baals Dienern eine gewisse Unruhe aus. Wahrscheinlich hatte noch nie jemand gewagt, so mit ihnen zu sprechen.

Wieder übernahm der Anführer das Wort. »Ist dir nicht bekannt, dass derjenige Mensch, der die Katakomben ohne unsere Einwilligung betritt, sie nicht mehr lebend verlassen kann?«

»Ich hörte davon.«

»Und du bist trotzdem gekommen?«

»Ja.«

Er nickte. Durch die Kopfbewegungen nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an. Dunkle Schatten huschten wie schnell fließende Wasserläufe darüber hinweg. »Dann wirst du das erste Opfer sein, das

wir unserem Gott Baal in dieser Nacht der Verschwörung weihen. Wenn er dich bekommen hat, steigt seine Kraft noch weiter, die auch auf uns übergeht, so dass wir den Tempel Salomos zerschmettern können. Ja, wir werden ihn vernichten und in den Flammen und Trümmern zu einem neuen, größeren Leben erwachen, zu Ehren Baals!«

Diese Worte hatten den übrigen Dienern gereicht, denn sie machten es wie ihr Anführer. Ich konnte nichts dagegen tun, als sie ihre Hände in den Kutten verschwinden ließen und die Schwerter mit den Kristallklingen hervorholten.

Sie standen in einem Halbkreis. Wenn ich wollte, konnte ich jeden von ihnen anschauen.

Finster starrten sie mich an. Hinter ihnen leuchtete rotviolett das halb zerstörte Siegel Salomos, aus dessen Mitte der schreckliche Pantherkopf hervorschaute.

Sie brachten den Schrecken, sie wollten den Tod, und ich sah mich gezwungen, die Waffe einzusetzen, die Jonas, der Bote, mir mit auf den Weg gegeben hatte.

Es war das Pech der Götzen-Diener, dass sie zu sehr auf mein Gesicht achteten und nicht darauf schauten, wie ich meine linke Hand bewegte.

Damit schüttelte ich den kleinen Beutel.

Nicht wie Wasser, wesentlich träger und schwerer rann der Inhalt aus dem Beutel.

Vor meinen Füßen ergoss er sich über den Boden und breitete sich auch träge aus.

Erst jetzt waren die Diener aufmerksam geworden. Sie sahen auch die feinen Schwaden, die von der Lache in die Höhe stiegen, und wobei sie den gesamten Raum ausfüllten und ihren Weg sogar hoch zum zerstörten Siegel Salomos fanden.

»Ich habe das Öl mitgebracht, das euch zerstören soll«, erklärte ich in die dumpfe Stille hinein, erntete aber nur ein überheblich klingendes Lachen.

»Du kannst Öl soviel ausgießen, wie du willst, Fremder. Wir wissen, dass aus ihm das Heilige Feuer entsteht und dass es nur aufflammen kann, wenn jemand einen bestimmten Satz sagt. Aber den kennt nur der König Salomo selbst.«

»Vielleicht hat er ihn mir gesagt!«

»Nein!« erwiderte der Anführer hart. »Du hast ihn nie getroffen. Du warst nie oben in seinem Schloss. Das kann alles nicht stimmen. Der König hat dir nichts gesagt, glaub mir.«

»Willst du es darauf ankommen lassen?«

Er zuckte zusammen. Sein etwas flach wirkendes Kinn ruckte dabei vor.

Es sollte wohl ein Zeichen der Entscheidung sein. »Ja, wir werden es darauf ankommen lassen. Baal hat uns die Kraft gegeben, und er wird uns nicht im Stich lassen.«

»Wie du meinst!«

Der Anführer hob seine grüne Säbelwaffe. Ich wusste, dass es schon der Beginn des Zeichens war, mich zu vernichten. Deshalb musste ich alles auf eine Karte setzen.

Bevor der Arm wieder nach unten fahren oder die Waffe gegen mich zielen konnte, rief ich mit lauter und deutlicher Stimme die alles entscheidende Formel, wobei ich hoffte, das Kreuz ebenfalls noch aktivieren zu können.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Selten war ich auf eine Reaktion so gespannt gewesen, wie in dieser langen, tödlichen Nacht…

***

Der weise König Salomo hatte seinen Namen nicht zu Unrecht erhalten, denn was er in die Hand genommen hatte, das klappte auch. Er hatte von der Formel gewusst, von dem Kreuz wohl nichts, dann hätte er schon in die Zukunft schauen müssen, aber die uralte Formel war ihm bekannt gewesen.

Und sie aktivierte nicht nur mein Kreuz, sondern in diesem Fall das Heilige Feuer.

Es war eine Szene, wie ich sie nie mehr in meinem Leben vergessen würde. Man konnte sie mit den Eigenschaften schrecklich, überraschend und schockierend bezeichnen, denn die zerstörerische Wucht der Formelkraft kam über Baals Diener.

Zwischen uns jagte eine breite Flammenwand in die Höhe, die als zuckende, heiße Mauer blieb und sich noch mehr verbreitete, denn die Öldämpfe unterhalb der Höhlendecke brannten ebenfalls.

Aus dieser Hölle kam niemand lebend heraus.

Auch ich hätte dies nicht geschafft, wenn ich nicht der Träger des Kreuzes und der Rufer der Formel gewesen wäre. So aber produzierte ich die Flamme der Vernichtung, die zu einer immensen Feuersbrunst angewachsen war und furchtbar unter den Götzen-Dienern aufräumte.

Obwohl das Feuer keinen Luftstrom bekam, fauchte es, als würde ein Orkan in die zuckende Brunst hineinfahren.

Es heulte, es pfiff, die Flammen tanzten einen gespenstischen Reigen, ohne dabei die verzehrende Hitze eines normalen Feuers abzustrahlen.

Sie besaßen einen völlig normalen, rotgelben Schein, in den aber wie von unten nach oben stoßende Blitze die grünen, gläsernen Klingen der Säbel hineinstachen.

Sie prallten gegeneinander, als sich die Diener des Götzen torkelnd bewegten, sie klebten zusammen, weil sie im magischen Feuer

schmolzen, und ich hörte die fürchterlichen Schreie der brennenden Baal-Anbeter.

Das Feuer fraß!

Es erfasste alles an ihnen. Die Kleidung, die Haut, die Gesichter, ich konnte zuschauen, wie die tanzenden Finger die Haut schwärzten, wobei mir urplötzlich die Erinnerung kam.

Wie war das noch in Liverpool gewesen?

Ich dachte an den gefährlichen Amokläufer, der Menschen getötet hatte und dessen Aussehen identisch war mit diesen schrecklichen, allmählich verkohlenden Gestalten.

Da war die Verbindung!

Ja, der Mörder stammte aus dieser Zeit. Er hatte von der Hölle Salomos gesprochen, die er und ich nun hier in der Vergangenheit erlebten. Es war die Feuerhölle gewesen, in der ich wie ein Fels in der Brandung stand und von den Heiligen Flammen umtanzt wurde, ohne dass sie meine Haut auch nur ankratzten.

Ich widerstand der Brunst!

Während es um mich herum toste und brauste, Schreie aufklangen und die Götzen-Diener zusammenbrachen, stand ich da und hielt mein Kreuz in der Hand. Über die wankenden Flammengestalten schaute ich hinweg auf das fast zerstörte Siegel des weisen Salomo.

Noch immer schaute aus ihm der grässliche Kopf des Panthers hervor.

Sein Fauchen vermischte sich mit der übrigen Geräuschkulisse. Er tat nichts, er schaute, er lauerte, aber ich wollte auch ihn zerstören.

So ging ich vor.

Das Kreuz in der Rechten haltend und mich auch nicht um die zusammenbrechenden Teufels-Diener kümmernd, die jetzt sogar gegen mich prallten und sich an mich festklammern wollten, aber keine Kraft mehr besaßen, denn sie brachen wieder zusammen.

Mein Weg war vorgezeichnet. Ich hatte kaum die ersten Schritte zurückgelegt, als ich eine Stimme hörte, die nur ich vernehmen konnte, weil sie allein in meinem Kopf aufklang.

»Nur wer die Formel kennt und das Zeichen der fernen Jahrhunderte trägt, kann das Heilige Feuer und mein Siegel durchschreiten. Ich wünsche es dir, Freund…«

Freund, hatte er gesagt. Mich durchströmte für einen Moment das Gefühl des Glücks und der Ehrfurcht. Für mich stand fest, dass es Salomo persönlich gewesen war, der Kontakt zu mir aufgenommen hatte.

Er hatte mir einen Rat gegeben, und ich kannte in diesen Momenten keine Furcht mehr.

Auch die zusammenbrechenden und verkohlten Gestalten störten mich nicht weiter. Zielsicher schritt ich auf die Wand zu, wo sich das

halbzerstörte Siegel mit der schrecklichen Pantherfratze befand und sich dahinter - tief in seinem Inneren - ein geheimnisvoller Tunnel auftat.

Noch zwei Schritte, dann hatte ich die bewusste Stelle erreicht, legte die letzten beiden zurück, blieb stehen und hob die rechte Hand so weit an, dass mein Kreuz fast die Pantherfratze berührte.

Das Fauchen glich schon einem Donnern. Der Pantherkopf wehrte sich gegen das Unabwendbare. Er wollte nicht mehr, er zuckte, seine Augen sprühten gelbe Blitze, und das Maul war der Zugang zu einem mörderischen Tunnel.

Dann zuckte der Schädel zurück. Zu nahe war ihm das plötzlich strahlende Kreuz gekommen. Ich sah ihn in der mit rotem Licht oder Feuer gefüllten Tunnelröhre verschwinden und immer kleiner werden.

Dabei hörte ich noch den Schrei, der aber verwehte, weil die Dimension der Finsternis ihren Diener wieder aufgenommen hatte.

War es das Ende?

Ich drehte mich um. Die Hälfte schaffte ich, als die andere Kraft sich über mich hermachte.

Urplötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen. Meine Beine wurden in die Höhe gerissen, ich wollte noch schreien, aber etwas drängte sich in meinen offenen Mund und raubte mir den Atem.

Ich schaute auch nicht mehr hoch auf das Siegel, sondern befand mich direkt davor und waagerecht liegend in einer Höhe.

Im nächsten Augenblick bekam ich den Schub. Die unheimliche Kraft rammte mich hinein in den Tunnel der Zeiten, der mich regelrecht verschlang. Es gelang mir noch, meinen Kopf zu drehen und das Stück zurückzublicken, durch das ich bisher gerast war.

Die unheimliche Kraft hatte nicht nur mich erfasst, auch die verbrannten Gestalten wurden durch den Zeitentunnel aus der Vergangenheit herauskatapultiert.

Wohin?

Mein Gedanken-Apparat war durch irgend etwas überlagert. Ich konnte kaum noch denken, aber ich spürte plötzlich etwas.

Kälte - und Nässe!

Dann tauchte ich auf…

***

Suko wusste, wie man sich in Situationen wie der, die sie erlebten, behauptete. Man durfte alles, nur nicht die Nerven verlieren. Zwei Soldaten achteten darauf, dass die Scheinwerfer auch weiterhin funktionierten und die Wasserfläche um das Schiff herum stets sicher ableuchteten.

Gleichzeitig behielt Suko auch das Schiff im Auge, das dort, wo John Sinclair verschwunden war, in einem grellen Licht stand und plötzlich

von einer gewaltigen Wucht zerrissen wurde, so dass die Trümmer sich explosionsartig innerhalb der See verteilten.

Gleichzeitig brach auch das Licht zusammen. Der dunkle Schleier des tiefen Meeres verdeckte gnädig das zerstörte Schiff.

Nur die Zombies nicht.

Sie wurden nach wie vor von den sich drehenden Scheinwerfern erfasst und glichen sich sehr gut dem Lauf und dem Spiel der Wellen an, die sie immer näher an ihr Ziel heranbrachten.

Sie ließen sich tragen. Noch immer paddelten sie in der Strömung mit, so dass sie nicht abgetrieben wurden. Die Männer konnten sich schon jetzt ausrechnen, wann der erste Untote gegen die Bordwand prallen würde.

Suko hatte noch keinen Schießbefehl gegeben. Er, der die Verantwortung trug, hastete zum Heck des Schiffes, wo die Tauchplattform noch immer ausgefahren war.

Dort blieb er breitbeinig stehen, um das Spiel der Wellen durch seine Bewegungen auszugleichen.

Noch tat sich nichts. Die trieben noch ein Stück entfernt. Suko hielt sich mit dem Schießen zurück. Erstens war die Entfernung relativ groß, zum zweiten gestaltete es sich als schwierig, einen der Zombies bei diesem tanzenden Wellengang zu treffen.

»Wollen Sie nicht endlich etwas tun?« schrie Taylor plötzlich.

»Nein, wir warten.«

Taylor fluchte, griff aber nicht weiter ein. Er stellte sich neben Suko hin und schaute auf einen Zombie, der vom Strahl des Scheinwerfers in dem Augenblick erfasst wurde, als ihn ein Wellenkamm in die Höhe hob und gegen das Schiff trieb.

Die Welle war sehr hoch. Sie hätte sogar die Plattform überspült und den Zombie darauf geschoben.

Das wollte er auch. Seine Arme waren ausgestreckt, die Hände gekrümmt, um einen Halt zu finden.

Da schoss Suko.

Er hatte den Lauf schräg gehalten, auf Kopf und Rücken gezielt und auch getroffen.

Der Untote zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. Die schwarz verkohlten Hände klatschten zwar noch auf die Plattform, aber von dort rutschten sie ab.

Er verschwand und tauchte auch nicht wieder auf.

Taylor hatte fassungslos zugeschaut. »Das gibt es nicht!« schrie er. »Sie haben ihn tatsächlich erledigt.«

»Ich weiß!«

»Holen Sie sich so alle?«

»Mal sehen.«

»Commander!« Die Stimme eines Soldaten gellte über das Deck.

»Verdammt, sie sind hier!«

Suko und Taylor flirrten herum. Sie sahen den Soldaten an der Backbordseite stehen. Er hatte eine geduckte Haltung angenommen, die MPi stach mit ihrem Lauf vor. Insgesamt bildete er einen scharf gezeichneten Schattenriss.

Ein paar Schritte weiter kletterte der erste Zombie über Bord. Eine furchtbare Gestalt, die sich nur langsam bewegte, als sie sich über die Reling schwang und in die erste Kugelgarbe hineinfiel, die der Soldat abfeuerte.

Der Zombie wurde über Deck geweht, ein harter Gegenstand hielt ihn auf, und mit schlenkernden Armbewegungen versuchte er wieder, auf die Füße zu kommen.

»Der muss doch tot sein!« brüllte Taylor.

»Nein, erst jetzt!« erwiderte Suko und schoss.

***

Ich holte Luft, bekam Wasser in den Mund. Spie es aus, schleuderte die nassen Haare zurück und wurde genau in dem Augenblick geblendet, weil der Lichtfinger eines grellen Scheinwerfers über mein Gesicht hinwegwanderte.

Aus Sicherheitsgründen tauchte ich, blieb aber dicht unter der Oberfläche, drehte mich dabei auf den Rücken und konnte den wandernden Strahl verfolgen, der sich von mir entfernte.

Als ich den Kopf aus dem Wasser streckte, tastete sich der nächste Lichtfinger heran. Der erreichte mich nicht, dafür eine andere Gestalt, deren schwarz verkohlter Kopf wie ein leichter Korken auf den Wellen tanzte.

Ein Zombie!

Verflucht, sie hatten es also doch geschafft und waren in diese Zeit gerissen worden.

Oder nicht? Weil ich sie schon vorher gesehen hatte? Wie dieses Phänomen auch immer aussehen mochte, die Existenz der Zombies zählte, und es waren verdammt viele.

Einer von ihnen ließ sich von einer Welle an mich herantragen. Ich befand mich in einem Tal, so kam er von oben und hatte schon die Arme, ausgestreckt, um mich zu erwischen.

Ich drehte mich ab. Dicht neben mir klatschte er in die Fluten, aber seine linke Hand berührte mich trotzdem und wollte sich festklammern.

Ich zog mit einer sicheren Bewegung den Dolch. Als ich zustieß, traf ich ihn genau.

Der Zombie ließ los, er sackte nach unten, und eine Welle trug ihn davon.

Schon längst hatte ich den kompakten Schatten erkannt, der sich vor

mir von der Wasserfläche abhob. Es war das Schiff, auf dem ich mich auch einmal befunden hatte.

Nach einem raschen Rundblick stellte ich fest, dass sich kein Zombie in unmittelbarer Nähe befand, so dass ich durch mächtige Kraulstöße meinem Ziel immer näher kam.

Manchmal huschten die Streifen der Scheinwerfer über meinen Körper hinweg, doch auf dem Schiff schien man mich noch nicht entdeckt zu haben.

Da musste die Besatzung mit anderen Dingen beschäftigt sein, denn ich glaubte auch, Schüsse gehört zu haben.

Die Taucherplattform war noch ausgefahren. Eine Leiter hing bis in die heranschäumenden Wellen hinein, und ich schlug meine rechte Hand um eine der Sprossen.

Dann zog ich mich hoch.

Bis der Zombie mich erwischte.

Er hatte ausgerechnet meinen rechten Knöchel umklammert und wollte nicht loslassen, obwohl ich mit dem linken Fuß zutrat und mehrere Male seinen Schädel traf.

Die rechte Hand löste ich vom Leitergriff, hielt mich nur mehr mit der linken fest und schwang dabei zwangsläufig herum, zudem zerrte der Zombie noch immer an meinem Knöchel.

Er kam auch höher, hatte die Stufen der Leiter erreicht, und ich ließ ihn vor.

Der Zombie kippte zurück. Für einen Moment sah ich noch seine klaffende Wunde, dann überspülte ihn das Wasser.

Endlich hatte ich freie Bahn.

Wer sich alles auf dem Deck befand, erkannte ich nicht sofort. Aber meinen Freund Suko sah ich. Als ich zu ihm wollte, erschien der Schatten rechts von mir.

Kein Zombie, ein Soldat, der mir den Lauf der MPi quer über den Kopf dreschen wollte.

Im Sprung traf ihn mein Tritt. Vielleicht hätte er den Zombie erwischt und möglicherweise hatte ich nur Glück, weil er damit rechnete, dass Zombies langsamer waren, jedenfalls brach er zusammen und krümmte sich auf den Planken.

An Aufgabe dachte er dennoch nicht, denn er rollte sich herum, erhob abermals seine Waffe und wollte auf mich anlegen.

»Bist du verrückt?«

Er blieb starr liegen. »Sinclair?« Sein Gesicht war verzerrt, der Tritt machte ihm zu schaffen. Die Augen erkannte ich als große, runde Kugeln.

»Ja, ich bin es!«

»Ein Wahnsinn!« keuchte er und wollte sich erheben. »Ein verdammter Wahnsinn. Du bist der Geist, nicht?«

»Nein, ich bin es tatsächlich. Und du hättest mir beinahe den Schädel eingehauen, Junge.«

»Sorry, aber ich…«

»Schon gut. Bleib wachsam, ich kümmere mich um die Zombies.«

Niemand beachtete mich. Auch Suko stand mit dem Rücken zu mir.

Nicht weit von ihm entfernt kletterten zwei Untote über die Reling. Suko bemerkte es, fuhr herum, schoss den ersten nieder, schaffte den zweiten aber nicht, weil das Magazin leer war.

Er würde keine Zeit mehr finden, die Peitsche zu ziehen, aber er sah plötzlich etwas Blitzendes durch die Luft jagen, bevor es sich mit einem dumpfen Laut in den Körper des Untoten bohrte.

Mein Dolch!

Suko stand starr. Der Zombie kippte, fiel auf den Rücken, und der Inspektor starrte den Dolchgriff an wie ein verliebter Twen seine erste Flamme.

»Schau nicht so dumm. Guck so wie ich!« rief ich ihm zu und ging auf ihn zu.

»John…« Er sprach meinen Namen, aber es glich einem schweren Aufstöhnen.

»In Lebensgröße und nass wie eine Katze nach einem Sturzregen.«

»Bist du okay?«

»Sicher.«

»Dann nehmen wir sie uns gemeinsam vor.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

In den folgenden Minuten mussten wir eine Aufgabe erledigen, die verdammt mies war. Aber es gab keine andere Lösung, und so konnten wir uns auch leider nicht davor drücken.

Als Zeugen schauten vier Soldaten zu, ein Commander und ein Captain der Polizei.

Die Männer gaben keinen Kommentar ab. Ihre Mimik aber sprach Bände, auch dann noch, als wir gemeinsam die endgültig Erlösten dem Meer übergaben…

***

Natürlich hatte ich eine Menge zu berichten. Die Fragen häuften sich ja.

Ich wurde damit überschüttet und gab Erklärungen, so gut ich konnte.

Begreifen konnte es niemand, außer Suko.

»Aber wie könnte diese Brut ein Schiff steuern? Und was ist mit der eigentlichen Besatzung geschehen?« fragte McLagglen.

Die Antwort bekam er von mir. »Ich nehme an, dass diese Gestalten aus der Vergangenheit erschienen sind, ein Schiff kaperten und dessen Besatzung umbrachten.«

»Sind Sie sicher?«

»Nicht ganz, doch irgendwann wird man die Toten finden, wenn sie an einer Küste angeschwemmt werden.«

»Aber was wollten diese Zombies in der Stadt?«

»Sie waren nicht tot. Man hatte sie nur mit einem Fluch belegt. Und dieser Fluch bedeutet Mord. Man kann es auch als einen Ritualmord ansehen, dazu zähle ich auch den Amoklauf. Es ist diesen Wesen gelungen, einen mächtigen Helfer zu bekommen, der ein magisches Siegel entweiht hatte. Vergangenheit und Gegenwart trafen sich zu einer diesmal unheilvollen Allianz, die den Schrecken entließ.«

»Das ist mir zu hoch«, gab Taylor ehrlich zu. »Aber was schreibe ich in meinen Bericht.«

Ich winkte ab. »Lassen Sie das nur mein Problem sein.« Danach musste ich niesen und bekam eine Decke gebracht.

»Können wir denn jetzt starten?« fragte McLagglen.

»Ich habe nichts dagegen.« Suko sagte es mit einem süffisanten Grinsen auf den Lippen.

Während wir in Richtung Osten tuckerten, saß ich an Deck und starrte in den Himmel, wo die Sterne kalt funkelten.

Ich dachte an die jüngste Vergangenheit, die Stadt am Hügel, an den Boten Jonas und an König Salomo…

ENDE